

14 Jg.

Nr. 6



Eisab-Land,
Lothringer
Heimat



1

9

3

4

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Tél: 882

A. GUEIROARD

Étude,

Cise,

Réalise



Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Westermanns Monatshefte

Das soeben erschienene Juniheft bringt einen sehr beachtlichen Artikel von Kunstmaler Albert Pütz, Düsseldorf, über den bekannten «Düsseldorfer Malkasten und seine Künstlerfeste». A. Lukas Müller bringt einen reich bebilderten Aufsatz über «Ludwig Richter und seinen Kreis in Loschwitz» und K. A. Findeisen erzählt 3 Ludwiger Richter-Legenden. Ganz besonders interessant ist ein Aufsatz «Das Geheimnis des Federseemoors», in dem K. Pastenaci berichtet, wie durch vorgeschichtliche Funde im Federseemoor in Württemberg der Beweis erbracht wird, dass hier schon vor 8–10.000 Jahren Menschen Strassen gebaut und benutzt haben. Im gleichen Heft finden wir einen mit wundervollen Kupfertiefdruckbildern geschmückten Aufsatz von Prof. Dr. Hans Gebauer über die alte ehrwürdige Stadt Hildesheim. Der bekannte Dichter Josef Magnus Wehner schreibt über die Vorbereitungen Oberammergaus zu den diesjährigen Festspielen. Hierzu bringt Irmgard Straub einige bekannte Oberammergauer Charakterköpfe in Scherenschnitten. Frau Lydia Gottschewski schreibt eine fesselnde Betrachtung über «Die Frau in den Zeiten». Erwähnung verdienen auch die spannende Rheinovelle von Jörg Ritzl «Der geheimnisvolle Fährmann» und die Geschichte «Coronas Kornelkirschenstrauch» von Alfred Hein. Dramatische- und literarische Rundschau bringen Besprechungen über die neuesten Bühnen- und Bücher-Neuerscheinungen. Eine reiche Anzahl mehrfarbiger- und einfarbiger Kunstdrucke schmückt das Heft. Wer sich über Westermanns Monatshefte unterrichten will, fordere vom Verlag Georg Westermann, Braunschweig, kostenlos eine Probenummer an.

Gewiss hat ihre Mutter

schon gerne in der bekannten Confiserie DARSTEIN eingekauft und es ist ihnen vielleicht, wie so vielen, eine angenehme Tradition, da weiter zu kaufen, wo traute Erinnerungen an die Kinderzeit Sie hinziehen! Die Firma DARSTEIN ist weithin im ganzen Land bekannt für ihre ausgezeichneten Qualitäten und sie bietet ihrer Kundschaft auch wirklich gutes, trotz den billigen Preisen.

Ein kleiner Versuch macht Sie schon zum dauernden Kunden. Achten Sie aber im eigensten Interesse auf die nachstehenden Adressen der drei offiziellen

Darstein-Verkaufsstellen in Strassburg

Jungferngasse 3, Alter Weinmarkt 20, Langstrasse 16.

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399



Eufab-Land Wohringer Heimat

14. Jahrg.

JUNI 1934

6 Heft

Fahrendes Volk

Von Ernest Schmitt, Schönau

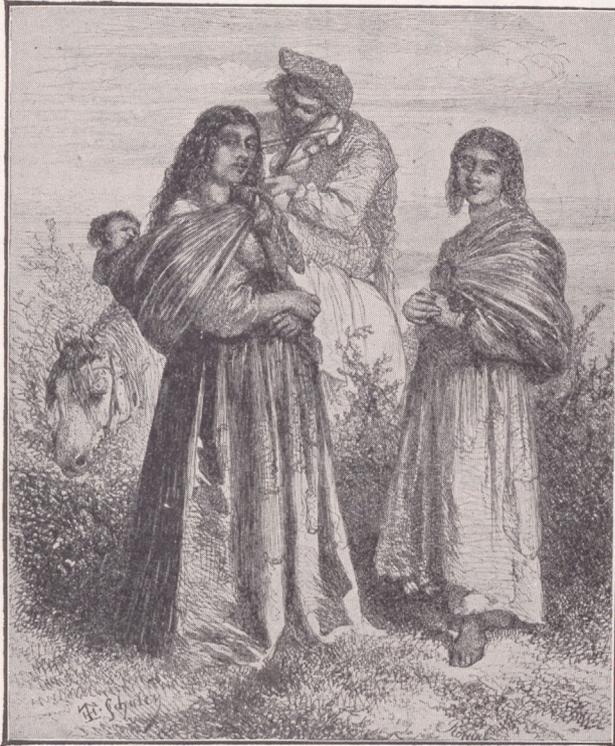
Ich möchte die Jugenderinnerungen an das fahrende Volk nicht missen und ich glaube, dass sie wert sind, herübergerettet zu werden in unsere Zeit, die nichts mehr weiss von der Poesie und Romantik der stillen Landstrassen in jenen entschwundenen Tagen, wo ein buntes, fahrendes Völklein sie belebte, das so ganz auf ihnen zu Hause war. Noch um die Jahrhundertwende traf man allenthalben in unserem Lande auf den Strassen und in den stillen Dorfgassen fahrendes Volk an. Heute ist das nicht mehr der Fall. Das beschauliche Treiben jener wandernden Gesellen und fahrenden Leute passt nicht mehr in unsere schnellebige Zeit, wo die Landstrasse ratternden Lastwagen und rasenden Autos gehört. Rasch verschwand das fahrende Volk im aufwühlenden Geschehen des grossen Krieges von unseren Strassen, es ist bis auf geringe Ueberreste inzwischen ausgestorben.

Geringe Ueberbleibsel sind jetzt noch die Zigeuner. Doch ist ihre Zahl arg zusammengeschmolzen. Während man früher Stämme mit fünf und sechs Wagen zählte, trifft man heute nur noch selten auf eine Gruppe der so fremd anmutenden Horden, und dann auch nur auf solche von ganz geringer Stärke. Verschärfte Massnahmen der Landes- und Ortspolizei mögen mitgeholfen haben, die Plage — denn zu einer solchen hatte sich das Zigeunerwesen richtig ausgewachsen — einzudämmen. Heute stehen überall auf den beliebten und immer wieder benutzten Lagerplätzen vor den Dörfern grosse Tafeln mit den warnenden Inschriften in beiden Sprachen: «Aufenthalt und Lagern hier verboten». Gendarmen und Bannwarte achten peinlich genau darauf, dass das Verbot auch wirklich beachtet wird. Rätselhaft ist nur, wo die braunen Gesellen auf einmal hingekommen sind. Ihr Erscheinen brachte früher grosse Unruhe ins Dorf.

Der Ruf «Die Zigeuner sind da!» wirkte wie ein Alarmruf die Dorfgassen entlang. Mütter riefen nach ihren Kindern, die Väter sahen nach dem Riegel am Hoftor, und alles bereitete sich auf eine von leiser Furcht durchsetzte Abwehr vor. Den mit alten Kleidern und Lumpen phantastisch umhängten Frauen und Kindern der Zigeuner, die sich gleich nach ihrer Ankunft wie ein Mückenschwarm über das Dorf ergossen, gelang es aber immer, unter einem Vorwand in die Häuser zu gelangen, und dort mit einem unglaublichen Aufwand von herzbewegenden Klagen und den trübseligsten Vorstellungen allerlei ausrangierte Gebrauchs- und Kleidungsstücke, Lebens- und Futtermittel zu erbitten und zu erbetteln. War die Gelegenheit günstig, so konnte auch etwas unbemerkt verschwinden, das nachher peinlich vermisst werden musste. Auf jeden Fall hatten sie, wenn sie nach ihrem Rundgang zum Lagerplatz zurückkehrten, soviel zusammengbettelt, dass sie und ihre struppigen, elenden Pferde für einen Tag versorgt waren. Am nächsten Morgen wiederholte sich dasselbe, und erst wenn die Beutezüge nicht mehr so ertragreich waren, zog die Bande wieder weiter.

Uns Kindern war der Zigeunerbesuch nicht gar so unangenehm. Wohl verspürten auch wir eine leise Unruhe, aber diese entsprang mehr dem prickelnden Reiz des Geheimnisvollen. Wenn wir es möglich machen konnten, vor und nach der Schule noch ein wenig zum Zigeunerlager vor dem Dorfe hinaus zu schleichen, unterliessen wir es sicher nicht. Da bestaunten wir dann mit klopfendem Herzen, erst aus angemessener Entfernung, dann zögernd immer näher kommend, die phantastischen Gestalten mit ihrer fremden, unverständlichen Sprache, das wilde Lagerleben; und das Geheimnisvolle, Fremdartige, das über dem Ganzen lag, zog uns so in





Theophil Schuler

Zigeuner

seinen Bann, dass wir oft Zeit und Stunde vergassen und manche Schelte und Strafen einstecken mussten. Die Wirkung derselben war aber nicht so nachhaltig, dass wir es bei nächster Gelegenheit nicht wieder taten. Auf das Beobachten der oft stattfindenden wüsten Trinkgelage der männlichen Stammesbevölkerung im Dorfwirtshaus zur Nachtzeit mussten wir allerdings verzichten; aber aus den ausführlichen Mitteilungen, die der Vater am andern Morgen der Mutter machte, konnten wir uns doch ein anschauliches Bild vor Augen stellen, und unsere Verwunderung, unser kindliches Staunen über das Zigeunerleben wurde noch grösser und stärker. Fast füllte die jungen Seelen ein leichtes Gruseln.

Lustig ist's Zigeunerleben,
 Faria, faria a ha!
 Brauchen dem Kaiser kein Zins zu geben,
 Faria, faria a ha!

Dieses Bruchstück des bekannten Zigeunerliedes summten wir noch lange auf dem Kirch- und Schulweg.

Wie skrupellos die Zigeuner oft waren und wie sie in jener Zeit auf die Leichtgläubigkeit der ländlichen Bevölkerung spekulierten, geht am besten aus einer kleinen Geschichte hervor, die der Grossvater manchmal uns Kindern er-

zählte. In seiner Nachbarschaft lebte ein gemütlicher Mann, der einmal in seiner Gutherzigkeit einem Zigeunerstamm erlaubte, eine wüste, stürmische Nacht in seiner Scheune zu verbringen. Mitten in der Nacht wurde er plötzlich durch ein lautes Rufen, Jammern und Klagen aus dem Schlafe aufgeschreckt. Als er verwundert in den Hof schaute, sah er die Zigeuner aufgeregt und laut schreiend durcheinander laufen. Auf seine Frage, was denn los sei, erklärten sie ihm, dass die liebe, gute Grossmutter gestorben sei. Nach ihrem Ritus und Stammesgebrauch müsste die Tote noch vor Sonnenaufgang und bei einem über zwei Stunden entfernten Dorfe begraben werden. Sie fragten, ob er nicht so gut sein wolle und die Leiche sofort auf seinem Fuhrwerk dahin bringen möchte. Natürlich war er so gut. Gleich machte er sich fertig, und als er angespannt hatte, brachten die Zigeuner die «liebe, gute Grossmutter», dick in Tücher und Lumpen gehüllt, aus der Scheune, legten sie sachte auf das mit Stroh ausgefüllte Wägelchen, zwei männliche Mitglieder der Bande setzten sich daneben, und fort ging es in die finstere Nacht hinaus. In der Nähe des fraglichen Dorfes liessen die begleitenden Zigeuner den Bauer anhalten und erklärten, die Leiche jetzt bis zum Begräbnisplatz noch hintragen zu können. Sie nahmen die tote Last wieder sachte vom Wagen und liessen den guten Mann mit den überschwenglichsten Dankesworten um- und heimkehren. Mit gehobenem Herzen und in dem Glauben, eine menschenfreundliche Tat begangen zu haben, fuhr der Bauer zurück. Er musste sich ein wenig wundern, als bei seiner Heimkehr die ganze Zigeunergesellschaft verschwunden war. Am andern Morgen verwandelte sich sein Staunen in nicht geringen Schrecken; denn seine Frau meldete ihm nämlich, vom Schweinefüttern zurückkommend, dass nur noch ein fettes Schwein im Stall sei. Es stellte sich bald heraus, dass der menschenfreundliche Bauer in der Nacht nicht eine tote Zigeunergrossmutter, sondern sein eigenes, von den Zigeunern abgestochenes Schwein fortgefahren hatte. Um zu dem Schaden nicht auch noch den Spott zu haben, hatte der Geprellte von einer Anzeige abgesehen.

Bei dem ausgedehnten Handel mit Pferden und Geigen, den die männlichen Angehörigen des Nomadenvolks eifrig betrieben, gelang es ihnen immer, leichtgläubige und allzu vertrauensselige Kauflustige anzutreffen, so dass ihnen manchmal recht ansehnliche Mittel zu ihrem faulen Leben zur Verfügung standen.

Den Zigeunern nahe verwandt sind die K o r b m a c h e r. Auch ihr Leben hat gegen früher viel von dem Romantischen eingebüsst. Sie ziehen nicht mehr, oder nur noch ganz selten, mit ihren

mehr als primitiven Wohnwagen von Dorf zu Dorf durch's ganze Land; sie sind sesshaft geworden. Fast in jeder Ortschaft gibt es eine alte, leerstehende Wohnung, die kaum noch beziehbar ist. Die wird für billiges Entgelt gemietet und mit zusammengebetteltem, altem Hausrat notdürftig eingerichtet. Zu den geringen Bedürfnissen der Zunftmitglieder reicht es schon, und wenn der Verdienst aus Geschäft und Handwerk gar zu knapp und mager ist, wird eben mit ein wenig Bettel nachgeholfen. Dieser durch Frauen und Kinder ausgeführte Beruf wird vor der Polizei gewöhnlich mit einem Hausierhandel von billigstem Putz und kleinen Haushaltartikeln verschleiert. Auch Lumpen, Knochen und Kaninchenpelze werden mitgenommen. Ihre Hauptbeschäftigung bleibt aber immer der Vertrieb der von den Männern hergestellten Körbe und Blumentischchen. Eine Merkwürdigkeit ist diesem Menschenschlag eigen, die nicht unerwähnt bleiben darf. Es ist der Stolz und ein fast übertrieben gesteigerter Begriff von Standesehre. Heute ist ja diese Eigenschaft nicht mehr so scharf ausgeprägt; aber in früheren Jahren waren die strammen Korbmachergesellen in ihrer Ehre äusserst empfindlich, und das Messer sass ihnen locker in der Tasche. Wehe dem, der es wagte, eine abfällige Bemerkung ihnen gegenüber zu machen! Der Refrain ihres Zunftliedes «... verkeufe d'Kerb fer zwanzig Süüs, und d'Wide ganpfe mer drzüü», klingt heute lange nicht mehr so stolz und selbstbewusst wie einst. Das Lied hat auch viel von seiner Aktualität verloren; denn während der zweite Teil des Refrains wohl noch zutrifft, hat der erste keine Berechtigung mehr. «Kerb fer zwanzig Süüs» gibt es jetzt nicht mehr. Unter den Korbmacheröhnen gab es einstmals viele, die, um ihr Einkommen zu verbessern, neben ihrem Korbmacherhandwerk noch mancherlei andere Nebenbeschäftigungen betrieben. So rekrutierten sich die ländlichen Scheerenschleifer hauptsächlich aus Mitgliedern jener Zunft.

Mit dem primitiven Schleifapparat auf dem Rücken durchwanderten die Scheerenschleifer in gemessenem Schritt Dorf um Dorf, und ihr lauter, charakteristischer Ruf «Scheeeeerrre-schliff» hallte so laut und scharf durch die Dorfgassen, dass von ihm auch der letzte und verschlafenste Junge herausgelockt wurde, um andächtig dem fremden Mann zuzusehen, der so flott mit einem undeutlichen Liedchen das Rädchen schnurren und von den Scheren und Rasiermessern die Funken stieben liess.

Die wandernden Spengler waren meistens italienischer Herkunft. Sie konnten sich nur schwer mit unsern Müttern verständigen, und auch wir Kinder verstanden nur wenig von den



Phot. Jap

Korbmacher

Schimpfereien des schwarzen Künstlers, wenn er uns von seinem Arbeitsplatz in einer Ecke des Dorfplatzes wegscheuchte. Und es war doch so interessant zu beobachten, wie er aus alten, blechernen Löffeln und Gabeln neue silberne machte und die alten Kochtöpfe reparierte.

In die Kategorie jener von uns Kindern so sehr bestaunten Angehörigen des fahrenden Volkes gehörten auch, zum nicht geringsten Teil, die Knochen- und Lumpensammlerinnen, die alten, hässlichen Frauen, die mehrmals im Jahre mit einem ausgedienten, wackeligen Kinderwagen ins Dorf kamen und an der Schulhauswand auf einer zerrissenen Sackleinwand die wunderbarsten Sachen ausbreiteten. Unsern Kinderaugen erschien wenigstens so der wertlose Tand und die bunten Papierschnitzel. Das sonderbar Schöne und Glückliche an der Sache war nun, dass man gar kein Geld brauchte, um in den Besitz all der Herrlichkeiten zu gelangen; das hätten wir ja nicht gehabt. Nur Lumpen oder Knochen musste man bringen, und je grösser und schwerer der Stumpen, um so schönere Sachen durfte man sich auswählen. War es da ein Wunder, dass wir zu Hause alle Kisten und Kasten vom Speicher bis zum Keller durchstö-

berten, um möglichst viele Lumpen zusammen rafften zu können? Wie gar oft musste die gute Mutter zu ihrem Entsetzen feststellen, dass wir manch gutes und noch brauchbares Stück für wertloses Zeug geopfert hatten. Aber schön war es halt doch!

Wenn wir von den Hausiererinnen jener vergangenen Tage reden, dürfen wir nicht der *Buttenmus-* und *Meerrettichweiber* vergessen, die mit ihrer Last auf dem Kopfe das ganze Land durchzogen. Sie kamen meistens aus dem Schwarzwald, und es bleibt rätselhaft, wie die Leute bei dem kaum nennenswerten Verdienst den weiten Weg machen konnten. Sie kamen regelmässig den ganzen Winter hindurch und waren aufs äusserste korrekt im Verkehr mit ihren Kunden.

Eine Gestalt aus längst vergangenen Tagen ist mir besonders lebendig in der Erinnerung geblieben, die des *Kalendermannes* nämlich. Wenn Allerheiligen vorbei war und garstige Stürme immer rauher über die erschauernde, müde Erde tobten, dann erschien er im Dorf: eine grosse, hagere Gestalt mit freundlichen Gesichtszügen. Die Beine staken in langen Schaftstiefeln, und der Rücken krümmte sich leicht unter der Last eines schweren Tragkorbes. «Schreibpapier, — Poschtpapier, — Kaaa-lander», rief er mit brüchiger Stimme vor jedem Bauernhaus. Natürlich war ihm jede Familie treuer Kunde, und überall wurde er freudig aufgenommen. Er verkaufte nicht nur Kalender, sondern ließ sie auch aus; gegen die geringe Leihgebühr von einem Sou konnte man einen Kalender ausleihen, ihn auslesen und beim nächsten Vorbeikommen des Kalendermannes wieder umtauschen. Da der Kalendermann noch der Träger von allerhand interessanten Neuigkeiten von Dorf zu Dorf war, sah man seinem Erscheinen besonders erwartungsvoll entgegen. Wir Kinder beneideten ihn ein wenig, weil er nach unserm Begriffen freier und uneingeschränkter Besitzer von so viel schönen Geschichten- und Bilderbüchern war.

Ein Ereignis für das Dorf war es und besonders für die Kinderwelt, wenn ein wandernder Zirkus oder eine *Seiltänzertruppe* in die Ortschaft kam. Natürlich waren die Unternehmungen von ganz ärmlichem Umfang und die Leistungen der Künstler mehr als bescheiden. Die Ankündigung zwar des «Galaabends» am späten Nachmittag durch ein phantastisch gekleidetes Mitglied der Truppe, das nach einigen grellen Trompetenstössen mit theatralischen Gebärden und mit einem gewaltigen Aufwand von Stimme pompöse Reklameworte in die andächtig stauenden Dorfgassen warf, liess allerdings

«Unerhörtes, noch nie Dagewesenes» erwarten. Unser Kindergemüt war von den in Aussicht stehenden Zirkusfreuden ganz gefangen, und nie waren wir bräuer und frömmer und folgsamer als in den Stunden vor dem Zirkusbeginn, damit uns die Eltern ja nicht die 10 Pfennige versagten, die zum Eintritt in das *Pardies* nötig waren. Und wir wurden nie enttäuscht, wenn auch die Darbietungen und die Leistungen in gar keinem Verhältnis zu den Ankündigungen standen, unsere kleinen Herzen waren ganz erfüllt von dem wunderderbaren Zauber der Zirkusnacht. Fester klammerten sich unsere Hände an das die «Arena» umspannende Seil, fiebrig glänzten die Augen, und wenn der spassige Clown in seiner drolligen Montur hereinsprang und mit dummem, blödem Gesicht die Frage meckerte: «Na, Herr Stallmeister, was kommt jetzt», da ging durch unsere Brust immer ein neues, erwartungsvolles Staunen. . . O, wie unsagbar schön und zauberhaft war so eine Zirkusnacht im stillen Heimatsdorf!

In jener Zeit waren auch die wandernden *Menagerien* nicht so sehr selten. Deren Tierbestand hielt sich war in verschwindend engen Grenzen, und auch die Qualität der gezeigten Tiere war gleich Null. Von wildem Vieh konnte man schon nicht mehr reden; jedenfalls handelte es sich um Exemplare, die aus einem grösseren Zirkus ausrangiert worden waren. Bei uns Kindern fanden die Affen das grösste Interesse, da deren immer noch lebhaftes und drolliges Gebahren vorteilhaft abstach gegen das müde und resignierte Wesen, das die andern Tiere zur Schau trugen.

Noch zahlreicher als die *Menagerien* konnte man bis kurz vor dem Kriege die *Bären-treiber* antreffen. Es waren meistens wild und verwegen aussehende Gesellen, deren ganzes Aeussere viel furchterweckender wirkte als ihre Bären. An mehreren Stellen der Dorfstrasse hielten sie an, begannen auf einem mit kleinen Schellen behangenen Tamburin zu trommeln und dazu ein Lied zu summen mit sonderbar monotonem Klang. Gleich bei den ersten Tönen erhob sich der Bär auf die Hinterbeine und tanzte im Kreis um seinen Führer herum; das sah sehr drollig aus. Wenn die Zwei-Pfennigstücke, die der Mann nachher mit seinem Tamburin bei den Umstehenden und an den Fenstern sammelte, gar zu knapp fielen, dann rollte er wohl wild und böse mit den Augen. Auch der Bär schien unwillig zu werden; er liess ein drohendes Brummen hören und verscheuchte uns damit rasch hinter das nächste Hoftor. Manchmal waren diese Bärenführer noch von einer Frauensperson begleitet, die ein kleines Aeffchen mit sich führte und das Einsammeln der kleinen Gaben besorgte.

Den Bärenreibern stammesverwandt mussten die Mausfallenhändler sein, die jedes Jahr zwei- oder dreimal ins Dorf kamen. Sie bedienten sich jedenfalls derselben Sprache und waren auch im Aussehen gleich wild und furchterweckend. Und doch zählten sie zu den harmlosesten Menschen, die niemandem etwas zu Leidtaten und ganz glücklich schienen, wenn man ihnen nur eine Kleinigkeit abkaufte. Bei uns auf Vaters Hof blieb immer einer über Nacht, im Sommer in der Scheune, im Winter im Futtergang des Stalles; und wir Kinder wunderten uns nachher immer, wenn noch eine Maus oder eine Ratte angetroffen wurde. Nach unserer Kindermeinung musste doch der fremde Mann in der Nacht mit seinen vielen Fallen alle schädlichen Nager zusammengefangen haben.

Wie die Mausfallenhändler so tauchten manchmal auch Italienerbuben auf, die in einem grossen Henkelkorb allerlei «Ibsifiguri» feilboten. Meistens handelte es sich bei den gar nicht unschön aus Gips gefertigten, kleinen Kunstwerken um Gestalten aus der Heiligenwelt oder um Darstellungen des alten Kaisers Napoleon. Noch heute kann man in manchen Familien so niedliche Nippsachen aus jener Zeit antreffen.

Unser sang- und liederfrohes Landvolk hatte immer eine besondere Freude an der Musik. Es war nicht immer so wie heute, wo man bald in jedem kleinen Dorfe einen Gesang- oder Musikverein antreffen kann. Musik war eine ganz seltene Sache, und da, wo auch die traditionellen Kilben nur in jahrelangen Zwischenräumen abgehalten wurden, konnte man alt werden, bis man das Spielen eines Instrumentes zu Gehör bekam. Da konnte es denn nicht Wunder nehmen, wenn das Erscheinen von Musikanten im Dorf, und besonders von uns Jungen mit lautem Jubel begrüsst wurde und alles zusammenlief, wenn laute Trompetentöne durch die stillen Gassen schmetterten. Meistens bestand eine solche Gesellschaft von fahrenden Musikern aus vier Mitgliedern. Einer spielte Pfeife und die andern gewöhnlich Klarinette, Piston und Basstrompete. Ihre Leistungen durften sich wirklich hören lassen, und die Dörfler kargten auch nicht mit klingender Anerkennung. Wir Kinder begleiteten die Musikanten immer noch ein Stück Wegs bei ihrem Scheiden; bei der letzten Wegebiegung hielten sie an und spielten mit lächelnden Augen noch ein schwermütiges Abschiedslied. Glücklicherweise meinten wir, es wäre uns zu Ehren und machten gar stolze und wichtige Gesichter. Als sie aber dann völlig unsern Blicken entschwanden, füllte doch eine leise Traurigkeit unser kleines Herz.

Zum ausgestorbenen Teil des fahrenden Volkes gehörten zu meiner Kinderzeit schon die Savoyardenbübchen und die Scharlatane. Ich weiss davon nur aus Erzählungen der Grossmutter, die anschaulich davon plaudern konnte. Nur über das Musikinstrument, das die Savoyarden mit sich führten, waren ihre Erläuterungen unklar; es muss aber so eine Art Drehorgel gewesen sein. In primitiven Käfigen zeigten die noch halben Kinder kleine Murmeltierchen und Aeffchen, die sie zu ihrer schwermütigen Musik tanzen liessen. Auch ein Liedchen sangen die Kinder, von dem die Grossmutter aber nur den Refrain behalten konnte:

«Eviva la France, — Eviva Italie,
Eviva Garibaldi, — Eviva Vittore Emanuel!»

Eine ganz sonderbare Menschensorte müssen die Scharlatane gewesen sein. Auf dem einem Pritschenwagen ähnlichen Gefährt durchzogen sie die Dörfer. Ganz phantastisch gekleidet und mit marktschreierischen Manieren boten sie überall ihre Theesorten und Mixturen gegen alle möglichen Leiden und Krankheiten an. Wer Zahnweh hatte und gern davon erlöst gewesen wäre, durfte nur auf den Wagen steigen und gleich wurde ihm der böse Missetäter herausgerissen. Auch Amulets gegen Hexen und Zauberei wurden verkauft und allerhand Beschwörungformeln mitgeteilt. Ihr Geschäft soll sehr einträglich gewesen sein.

In die Erzählungen der Grossmutter flocht gewöhnlich die Mutter noch sonderbare Mitteilungen ein von Dudelsackpfeifern und Moritatusängern. Besonders die letzteren fanden immer ein dankbares und begeistertes Publikum, konnten sie doch so schön alles besingen, was draussen in der grossen Welt an schaurigen und gruseligen Mord- und Missetaten passiert war. Die Drehorgelspieler waren zu allen Zeiten nur selten in den Dörfern anzutreffen; wahrscheinlich blieb für diese die Verdienstmöglichkeit in den Städten immer grösser als auf dem Lande.

Heute begegnete mir auf der Strasse ein fremder Arbeitsloser. Der Mann sah sehr heruntergekommen aus im Gesicht wie in der Kleidung, und er erinnerte mich sehr an die Tage des fahrenden Volkes. Nur wollte es mich dünken, dass der Schein, der jene wandernden Gesellen umgab, immer noch schöner und freundlicher war, als der, welcher diesen Beschäftigung suchenden Menschen der Neuzeit mit den müden Schritten und dem verbitterten Gesicht umhüllte.

Vom Breitenstein

Erlauschtes und Erlebtes von Maria Conventz

Der mittelalterliche Aberglaube hat manche Sage gezeitigt, die sich, bisweilen mit der Geschichte verwoben, im Volksmunde bis auf unsere Zeit erhalten hat. So soll z. B. der Menhir Breitenstein nach der Sage eine der Kunkeln gewesen sein, die die Feen in altersgrauen Zeiten sammelten und aufstellten, um damit ihre bösen Fäden zu spinnen. Die Geburt Jesu brach ihre Macht, verhinderte aber nicht ihre allnächtlichen Zusammenkünfte. In der Mitternachtsstunde umtanzten sie den Stein, der sich alsdann wie eine Spindel im Kreise drehte.

Der am Fusse des Steines ruhende, «berühmte heidnische General» stand tagtäglich mit einbrechender Dunkelheit auf und hielt bis zum Morgenrauen glänzende Paraden ab über seine ihm treu gebliebenen Soldaten. Dieses nächtliche Geistergetriebe richtete viel Unheil an. Es war

unmöglich, am Stein vorbeizukommen. Die Pferde bäumten sich und warfen den Reiter ab, die Zugtiere waren nicht mehr vorwärts zu bewegen, Zugriemen, sogar Leitseile zerrissen.

Beherrzte Männer versuchten drum den Stein umzuwerfen. Sie banden mit Stricken und Ketten starke Ochsen davor. Die Stricke und Ketten zerrissen, die Ochsen schäumten wild davon, eine weisse Taube entstieg dem Steine, und der Stein selbst blieb unverrückt stehen. Andern Tags waren im Stein ein Kruzifix und die zwölf Apostel zu sehen. Seither ist Ruhe. Und schon mancher, der sich an Ort und Stelle mit vollem Vertrauen an unsern Herrgott wandte, hat Erhörung gefunden. — Soweit der Volksmund.

Nun etwas selbst Erlebtes. Ich stand am Breitenstein. Eine einfach gekleidete Frau kam den Weg von Altkorn her, ging auf den Menhir zu, zog ein Kinderjäckchen aus der mitgebrachten Tasche, drückte dasselbe dreimal gegen den Stein, betete und liess es wieder verschwinden. «Was hat's Kind?» fragte ich. «s'Abnemme», erwiderte die Frau. «Was sagt der Doktor?» fuhr ich fort. «Er kann nit mehr helfen», war die Antwort. Wo Menschenkunst versagt, wird vielleicht der Glaube helfen und die Autosuggestion.

Der Breitenstein hat anscheinend nach mehrtausendjährigem Hexentanz seine alte Bestimmung wieder, d. h. er ist ungefähr wieder das, wozu er von unsern Ahnen der jüngeren Steinzeit vor etwa siebentausend Jahren errichtet wurde: die Versinnbildlichung der allmächtigen, alles im Gleichgewicht haltenden Naturkraft, der sichtbaren Kundgebung eines unsichtbaren Gottes.

Der Breitenstein ist nicht der einzige Menhir unserer Gegend. Bei Blieskastel in der Pflaz steht der Gollenstein; nördlich vom Puberger Bahnhof der 2,60 m hohe Spitzstein, dem man heute noch Wunderkraft zuspricht; bei der Hub die etwa sieben Meter hohe Spille, ein natürlicher Menhir, der deswegen den Ariern wahrscheinlich erst recht willkommen gewesen ist. J. D. Schöpflin (gest. 1771) sah noch bei Alberschweiler, unweit der Strassenabzweigung nach Eigenthal, die «Kunkel» stehen. Nach seinem Tode wurde dieser Menhir umgeworfen und ging in Stücke. Auf dem stehengebliebenen Sockel ward ein Kruzifix errichtet, das heute noch bei den Umwohnern die «Kunkel» heisst. Von ihr erzählen die Alten gruselige Geschichten.



Der Breitenstein

Aus Jepsheims Schwedenzeit

Unveröffentlichte Notizen aus der Chronik des Mathias Bentz von A. Pfleger

Das monumentale Werk des Pfarrers Ellerbach über den Dreissigjährigen Krieg im Elsass hat das ungeheure Material über diese traurige Geschichtsepoche nicht restlos veröffentlichen können. Daher bleibt für den Lokalhistoriker immer noch eine kleine Nachlese übrig. Zumal die Kirchenbücher aus den dreissiger Jahren des 17. Jahrhunderts enthalten noch viel zum Teil unveröffentlichten Stoff zu der Geschichte des sogenannten Schwedenkrieges, dessen unerhörte Greuel noch heute in der Erinnerung des Volkes nachzittern. Während die Mansfeldischen Horden mehr das untere Elsass gebrandschatzt hatten, bildete in der zweiten Kriegshälfte das Ober-Elsass den Tummelplatz von Freund und Feind, wo Kaiserliche und Schweden einander an Plünderungen und Zerstörungen überboten. Eine reiche Fundgrube an zeit- und kulturgeschichtlich interessanten Notizen für die Schwedenzeit bilden die noch zu wenig ausgeschöpften Jepsheimer Kirchenbücher; es sind Aufzeichnungen, die mehr als lokalgeschichtlichen Wert haben und noch heute auf allgemeines Interesse zählen können.

Wie schon die Ueberschrift verrät, sind unsere Mitteilungen nicht unmittelbar aus den Kirchenbüchern entnommen, sondern sie fussen auf der handschriftlichen Jepsheimer Chronik des Ackers Mathias Bentz. Den Grundstock bilden die Kirchenbücher A und B, die er «mit vielem Vergnügen und seinem unterhalten als Bauersmann» in den Tagen der grossen Revolution in einen grossen Folioband säuberlich abgeschrieben hat. Er begann seine Arbeit «den 15. Thermidor oder Hitzmonat im dritten Jahr der fränkischen ein und untheilbaren Republic oder alten Kalenders den 2. Augstmonat 1795» und führte unabhängig von den Kirchenbüchern das Geburtsregister bis 1850 weiter, wo ihn das Alter zwang, die Feder aus der Hand zu legen. Er starb im Mai 1854 im Alter von 75 Jahren. Die Chronik bietet nicht überall eine getreue Abschrift des Originaltextes und weist stellenweise Lücken auf, «da es (das alte Kirchenbuch) so übel geschrieben ist, dass man es fast nicht lesen kan», wie der Chronist ehrlich gesteht.

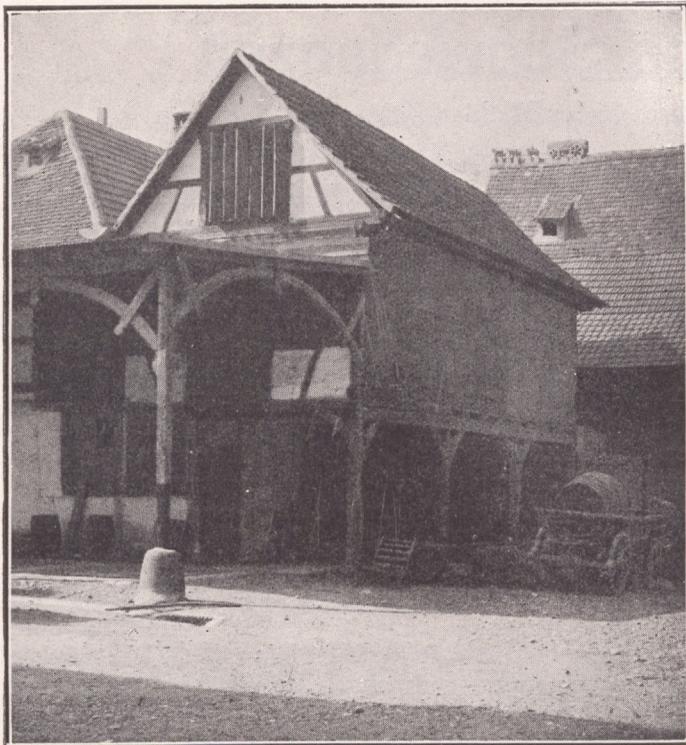
Am aufschlussreichsten ist wohl der zusammenfassende Rückblick, den der Pfarrer Johann Würtz (1620—1664) auf das Unglücksjahr 1635 wirft (Kirchenbuch A fol. 182 ff., Bentz fol 599 f.). Er macht den Eindruck einer Predigt, die der von der Flucht zurückgekehrte Pfarrer der schwer geprüften und stark zusammengeschmolzenen

Gemeine gehalten hat.

«Was für Jammer, Noth und Hertenleid sich hier zugetragen von Anno 1633 her gerechnet.

Es ist nicht auszusprechen, werdens auch die Nachkommen schwerlich glauben, was für Jammer und Noth, auch greuliche Strafen und Plagen um der Menschen übermachten Sünden willen Gott der Herr die Zeit hero, nur von Anno 1633 hergerechnet (der vorigen Jahre zu geschweigen) wie über gantz Teutschland, also auch sonderlich über diese edle und zuvor herrliche Gegent das Elsass und die angrentzenten Länder verhänget und aus gerechtem Zorn geschickt und aussgeschüttet hatte. Denn in Grund der Warheit alle Strafen und Plagen, die in Gottes Wort gedræuet worden und in andern Zorn Exempeln und Historien gelesen werden, diese Zeit hero aufeinander kommen und es der Herr immer Siebenmal mehr gemacht und härter geschlagen um der Hartnäckigkeit willen der Leute, wie er gedræuet Levit. 26.

Denn es ereignete sich erstlich Sterben und Pestilenz hin und wieder in allen Orten, bedes heimlich und öffentlich und bedes der Schwedischen und Kayserlichen, da je ein theil von dem andern hinweg Raubet, dass die andern nichts finden solten, dadurch dann das arme Land gantz aussgeplündert, die Leute unmenschlich übel Tractiert worden, das Land gantz verödet und verwültet, unbewohnet und ungebauet liegen blieben, sonderlich von Anno 1634 bis in Anno 1641 in die Sieben gantzer Jahre, da gleichwol auch noch dazumal kein aufhören des Elentes sein wolte, aus welchem denn ein schreckliche Hungers-Noth und grosse Theurung entstanten, dass der meiste theil der Menschen abscheuliche, unnatürliche Ding gegessen und doch endlich verschmachten mussten. In der Belägerung der Statt Jerusalem wird nur ein Exempel erzählt, dass eine Mutter ihr Kind gekocht und gegessen, aber unser armes Vätterland Teutscher Nation derselben die Zeit hero weit mehr, wie zweifelsohn in aussführlichen und offnen Schrifftten der pos(teritati) wird zu erkennen gegeben werden und mit gewissen zeugnissen jetzt könt dargethan werden, wie es bei Ruffach in der obern Mundat, im Sundgau, im Zweibrückischen Gebieth, bey Hagenau und andern orden geschehn, sonderlich in der Belägerung zu Breisach, da man nicht allein Tode Leut angewendet, das Fleisch aus ihnen Geschnitten, gekocht und gegessen, sondern auch den lebenten, Reisenten, freunden und bekanten nachgestellt, wo man ihnen mäch-



Phot. A. Imbs

Bauernhof in Fegersheim

tig werden können, gewürget, gekocht und gegessen, auss welcher grossen Hungers Noth und andern Straffen es dann kommen ist, dass die Volkreichsten Dörffer und Flecken nicht allein öde und Lähr gestanten, sondern auch, da man nachfraget, an manchem orth, da zuvor etliche Hundert zufrieden gewesen, etwan 5 oder 6 zu finden, und bei weitem nicht der zehnte theil Menschen übergeblieben ist. In Stätten ist der Jammer nicht viel geringer gewesen, da man die armen verjagte, verhungerte Landleut, auch jnwohner gleichsam hauffen weis sehen dem lieben Allmossen nachschreien, vor Thoren und auf Strassen elendiglich verschmachtet gefunden. Da gleichwol begüterte und zuvor sehr reiche Leute in solchem Jammer mitgerahten und hingerissen.

Der geistlich Jammer ist fast noch grösser, dann durch das unordentliche Kriegswessen alle Sünd, Laster und Schand nicht ab, sondern je länger je mehr überhand und zugenommen, da die überbliebene mit allerley unrecht und Bubenstücken sich zu erhalten, theils sich gelusten lassen, theils mit ins unwessen kommen, Rauben, Stehlen helfen, theils in ihrem Unklück gemurret und Gott gelästert, die Jugendt in allem bössen, als die nichts anders gesehen und gehört als Kriegsunordnung und die daher entstehente Laster, aufgewachsen, und weil treue Kirchen-diener auch entweter durch Krieg und Hunger

verjaget oder aufgerieben, keine ordnung in das gemein Volck mehr zu bringen war, dass die liebe Gottesfurcht bey dem grössten Haufen verlorhen und wenig besserung auch mitten in den Straffen zu spüren war, daher dann ihrer wenig mit wahrer Buss zu Gott gekehret, ihm mit glaubigem Gebett in die Ruthe gefallen und der Hülfe des Herrn mit Gedult erwardet haben. Solche durchgehente Noth hat nun unser armes Jepsheim damalen (wie leicht zu erraten) auch leider nur zu viel mitgetroffen, denn zu geschweigen der vorigen vielfaltigen Plagen, contributionen, Durchzüge, langwierige einquartierung, Plünderungen, wie sonderlich kurz vor der Schwedischen Ankunft ins ober Elsas Anno 1652 das Dorff gantz und gar von den Breisachern ist ausspolieret worden, da alles Vorhandene Ross und Vieh, Frucht (Lücke . . .), weiss Gezeug, Mobilien, in Summa was nur fortzubringen gewesen, hinweg genommen, die Kirch und was darin geflehnet (geflüchtet), aussgeraubt, der Kirchen Kelch zugleich mit hinweg genommen, Pfarrer, Schulmeister und andre auch ihrer Kleiter am leibe Beraubt und sonsten nichts verschonet worden, solches alles zu geschweigen. So hat hernach sich alles Unglück je länger je mehr gehäuffet. Dann als Anno 1653 im Sommer die Pest anfieng, im Dorff eingerissen, welche gewiss überhand genommen hätte, wenn nicht die Flucht und grösser unglück die Leut zerstreuet hätte. Denn es geschah denen besser, die durch Pestilenz in des Herrn Hand fielen als denen, die in solcher unmenschen Hände und in die langquelende Hungersnoth geriethen und den langwierigen Tod gleichsam vor ihnen hatten und Täglich flüchteten.

Eben selbiger Zeit hatten die Schwedischen, so sich sonst des gantzen Landes bemächtigten, Breisach Plogieret und Belägert. Der Duc de Feria aber, ein Spanischer General, kam durch Schweiz herab, desselben zu entsetzen, welches auch geschah. Den die Schwedischen unter dem General Rheingraff Otto Ludwigen brachen selbst auf und zünteten ihr Lager an, setzten sich gegen Ruffach und besser oben am Gebürg und erwardeten des Schwedischen Generalen und Feldmarschals Gustav Horns, dem die Schweitzer den Pass abgeschlagen oder versagt hatten. Es nutzte aber dieser entsatz und zug ins Elsas zu beiden theilen nicht mehr, als dass das arme Land zu beden seiten des Rheins ausgeplündert, Breisach selbst des Proviants von dem vielen Volck entblöst und hinfüro das Elsas beständiglich von einem theil ums andere beraubt, geschätzt, aussgesogen, bedrängt wurde, dass kein

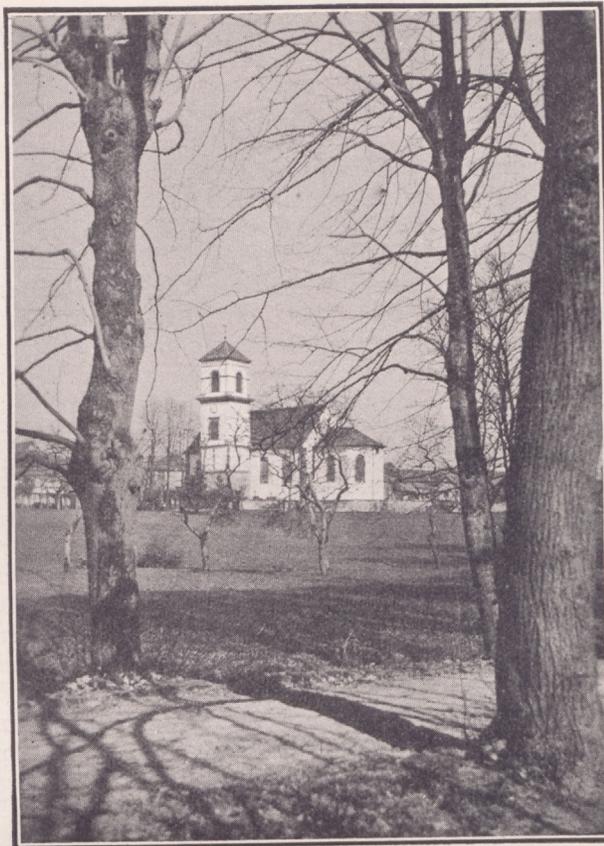
Mensch aufem Lande wohnen, viel weniger bauen und sich erhalten vermochte.

Den 5/15. octobr., den Samstag vor dem sechzehnten Sonntag Trinitatis zu Nacht ward das Läger vor Breisach von den Schwedischen selbst angezündet, da denn aus forcht der vorstehenten Gefahr jedermann bey Nacht und Nebel aus dem Dorff Flohe, meistentheils gen Rappoltsweiler, die andern wohin ein jeder kont und mochte. Ist auch nach derselbigen Zeit kein einzige Predigt oder zusammenkunft der Christlichen Gemein daselbst zu halten möglich gewesst bis in Anno 1641, wie hernach soll vermeldet werden.

Nun sassen unsere verjagte Jepsheimer meistentheils und zehreten von dem wenigen, das sie davon bracht hatten, einer länger als der andere, aber der meiste theil gar eine geringe Zeit, denn sie zuvor ihrer besten Mittel beraubt waren und missrieth noch dazu dasselbe jahr die Ernde, da gieng das Elend und Hungerleiden an, die Frucht schlug wöchentlich und fast Täglich auf, da verschmacteten sie, giengen daher wie der Schatten an der Wand. Eben von unsern Jepsheimern sind auf der Gassen auf dem Gemarer Wege in den Reben vor Hunger Tod gefunden worden. Und zwar ein Weib, dass noch den rohen Rebsalat also Tod im Mund gehabt, und andre erbärmlich Exempel, die nicht alle können beigebracht werden. Und weren fast alle unsere Jepsheimer also übereinander gestorben, wenn nicht endlich etliche sich auf die Füße gemacht, gen Basel und ins Schweitzerland gezogen, theil das Land hinab, da sie ihr Brod mit der Handarbeit oder anderer Leut Hülfe gesucht, etliche sich zu Basel vor Soldaten unterhalten lassen, bei der Stadt andere gedient, im Taglohn geschafft, deren Exempel hernach auch mehr nachgefolget und noch etliche von ihnen durch Gottes sonderbare Gnad übergeblieben sind.

Nun war des Elendes kein aufhören, denn nachdem die Schwedischen bei Nördlingen eine Schlacht verlohren und nicht mächtig genug waren, diese Lande zu behaupten, übergaben sie dieselben dem König in Frankreich, alles was sie im Lande eingenommen hatten, von Mömpelgarten bis unter Hagenau, als aussgenommen die Festung Benfeld, darin sie Besatzung liessen, und was deroselbig angehörig, da dann die Unsicherheit, Plünderung und Theuerung jimmer zugenommen, sintemal wegen der zweyerley Partheien im Land feindliche Einfäll und Durchzüge, auch Einquartierung der Keyserlichen und Franzosen.

Die Frucht über die 50 Gulden das Fierdel kommen etliche Jahr beharrlich, aber hieroben fast auf 5 Jahr lang auf 20 Gulden und drüber gegolten, und wann nicht der ewige Gott, dessen Güte unaussprechlich und der Mitten im Zorn



Phot. A. Imbs

Osthofen

seiner Barmhertzigkeit gedencket, wenn er nicht den Wein so wohl gerathen lassen und von Anno 1635 und hernach fast bis in Anno 1640 auch von den un- oder doch übelgebauten Reben über menschliches Verhoffen so reichlich Wein bescheret hätte, so weren noch viel mehr auch hie am Gebürg gestorben, dann die Mass Wein ins gemein ein halben Batzen (Anm. Bentz: ein halben Batzen ist 1 sol $1\frac{1}{3}$ denier), auch weniger, vor ein Leib Brot gab man ein ohmen Wein, für ein Fierdel Frucht, Korn oder Weizen, musste man geben anderhalber Fuder Wein.

Ein vornehmer, wohlbekannter Mann zu Rappoltsweiler, Herr M. Kl. hat für zwey Fierdel Säegersten geben 50 Ohmen Wein und namen doch hiebey andere Beschwerden nicht ab, sondern wurden täglich gehäufft. Wenn schon etwas am Gebürg gesäet wird, wird es doch umb die Ernd meistentheils vom Kriegsvolck geraubt und verderbet, musste sich also dieses Land, welches zuvor allen angränzten orton konte Frucht zuhauffen geben, sich von den Früchten, so in den thälern am Gebürg erbauet wurde, item was aus Lothringen um hohe bezahlung kam und aus dem Schweitzerland, erhalten. Aus den benachbarten Stätten liess man nicht wol einen

Sester Frucht, ja nicht eine Rub oder Krautskopf aufs Land als um einen grossen und schweren Zoll, und die Frucht zwar gar selten und gar nicht, nemlich aus Colmar, Schlettstadt, Bennfeld und Strassburg, von Breisach kam nicht allein nichts heraus, sondern wurde noch alles übrige zum Raub hineingeschleppt. Der grösste theil des gemeinen Volcks erhielt sich damit, dass sie all ihre Getüch, Kupfer, Zinn und Eisen, Haussgeräth und Bettgewand und was nur etwas gelten mochte, darum man Brod erkaufte, nach Basel selbst trugen oder tragen liessen, welches ihnen doch oft schwer und theuer genug ankam. Denn die Breisacher Raubvögel und andere Partheien oder wol sonst Strassenräuber lagen auf allen Wegen und Strassen, da die armen Leut hindurch müssten, die trieben sie mit grossen Herden bei 30, 40, 50 zusammen, namen alles, was ihn beliebt, bedes im hinauf gehen und wiederkehren, überluden hernach den meistentheil der Leute, Schlugen und Prügelten sie übel. Die mussten dann das geraubte und ihr eigen armüthle biss gen Breisach oder Neuenburg oder andere orth tragen, jagten sie hernach bloss und verschmachtet wieder fort, die dann von ihrem armen, hungrigen Weib und Kinder mit grossem Heulen und Weheklagen beder theil wieder empfangen wurden. Kamen sie schon etwa in 5 oder 4 malen einmal sicher durch, so mocht dass, was sie zuweg brachten, über acht tag nicht wahren. Plünderten sich also die Leute, auch Reiche und zuvor wohlhabige, ansehnliche Leute selbst, die ihr Gesind und andere im Lehn mit Hausrath gen Basel schickten und eben solches gewärtig sein und erfahren mussten. Viel starcke Leut kamen um ihre Gesundheit und Leben, zugeschweigen der Schand und Laster, die von dem frechen Gesind unterwegen mitten in solcher Gefahr und Elend getrieben wurde. Allen andern Jammer, Noth und Unheil, so diese lange Zeit über diss arme Land und also auch über uns Verjagte und im Elend schwebende Jepsheimer ergangen, kan nicht alles beschrieben noch mit Worten ausgesprochen werden. Darum o wolte Gott, dass wir und unsere Nachkommen solchen grossen Noth und grausamen Jammer und er-

schrecklichen, gerechten Straffen Gottes nimmermehr vergässen, welche Er über diss Land und also auch über diss Dorff um der greulichen, schweren sünden willen verhänget und geschickt hat, und ein jedes an seine Eltern, Kinder oder vorige Ehegemaal oder Geschwistrige oder Freunde, Nachbarn, Verwandte und bekante, die in solcher Noth und Elend mit zu grunde gangen sein, fleissig gedächte, damit die öfftere Erringung uns und die Nachkommen zu kindlicher Furcht Gottes, zu wahrer Buss und Gehorsam antreiben. Denn gleich wie unsere Vorfahren meistentheils und wir mit ihnen um der vorigen greulichen sicherheit, Gottlosigkeit, Fluchen und Schwören, Verachtung Gottes und seines Worts, Verspottung aller treuen Warnung und Straffen der Diener Gottes, Halsstarrigkeit und Unordnung, Hass, Neid, Zorn und Zanck, Hurerey, Unzucht und Ehebruch, übermachten Geitz und Betrug und Eigennutz, Liegen und triegen. Item um des frechen Uebermuts willen bei Gottes Segen, da man in Trotz und stoltzen Worten und weder nach Gott noch nach Menschen mehr fragen wollen, der verliehenen Gaben Gottes schandlich missgebraucht, das Armuth gedruckt und ohn alle Barmherzigkeit und Billigkeit gefahren, über dass alles in solchem sündlichem Wessen ihm nicht wollen sagen lassen, sondern ohn alle Reu und Scheu, ohn Buss und Bekehrung fort und in Tag hinein gelebet und jimmer verruchter worden. Denn diss und andre Bossheit hat dem Fass den Boden gar ausgestossen und diss greuliche Verderben über sie und uns gebracht, darin wir dann noch stecken und den Hals daraus nicht ziehen können. Eben also können und sollen wir alle und ein jeder insonderheit wie auch unsere Nachkommen uns die gewisse Rechnung machen, wo wir nicht von solcher verruchter Bossheit abstehn und solche und dergleichen Sünde fliehen und meiden, so werden wir gleich also umkommen.

Gott aber sey uns gnädig, bekehr und Errette uns um seiner grossen Barmhertzigkeit und um Jesu Christi willen. Amen.»

(Schluss folgt.)



Heiligkreuz

Von Paul Stintzi

An Naturschönheiten bietet die weite Illebene zwischen Ensisheim und Colmar nicht viel. Geradlinig, umsäumt von hohen Bäumen, unter denen man im Sommer wie in einem Waldesdom dahinfährt, zieht die Route Nationale von Meienheim bis Heiligkreuz, zehn km ohne eine Dorf zu berühren, eine Strecke, die den Automobilisten gut bekannt ist, nur zu gut ob der Unfälle, die sich dort schon durch übermässige Schnelligkeit ereignet haben. Wie hat sich doch die Strasse verändert! Früher war sie nur belebt, wenn an Markttagen die Colmarer ihr Gemüse aus der Krutenau hinaufbrachten nach Mülhausen und in Heiligkreuz, anderthalb Stunden oberhalb der oberelsässischen Hauptstadt, Halt machten, — das Ross kannte die «Station» — und einen guten Schoppen tranken. Heute rasen die Wagen dahin, oft beängstigend, und dazwischen tönt das Hupen der Autobusse, die dem gemächlich von Dorf zu Dorf pustenden Zügeln den Rang streitig gemacht haben. Und doch waren die Dörfer von Regisheim bis hinab nach Heiligkreuz anno 1901 froh, als der Schienenstrang sich an ihre letzten Häuser legte und die Bewohner mit Colmar hier, mit Ensisheim dort verband. Regisheim und Meienheim bewahren in ihren romanischen Kirchtürmen interessante Denkmäler vergangener Zeiten, aber gross ist die Geschichte dieser Gemeinden gerade nicht. Nur Heiligkreuz macht eine Ausnahme, obwohl man es dem von weit sichtbaren Kirchturm nicht ansieht und das Städtlein, — denn als solches figuriert die Gemeinde in vergilbten Dokumenten, — nicht viel Sehenswürdigkeiten mehr aufzuweisen hat.

Heiligkreuz! Steht man auf der Colmarer Landstrasse oder draussen am Gottesacker, so liegt vor uns die blaue Kette unserer Berge, schimmert das Gemäuer der Hohlandsburg herüber und leuchtet rötlich die Wand der Sandsteinbrüche ob dem Tälchen von St. Marx. Doch immer ziehen die Drei Exen die Blicke des Wanderers auf sich, die Reste jener stolzen Burganlage, die den Grafen von Egisheim Eigen gewesen. Wie ein grosses Grüssen ist's, das hin- und herübergeht von den drei Türmen zu dem friedlichen Heiligkreuz. Ihnen, den Herren von Egisheim, schuldet das Städtlein seine Bedeutung und dem berühmtesten Sohn des Hauses den Glanz seines Namens.

Eine Benediktinerinnenabtei erhob sich einst hier; oft trug sie den Namen des in ihrer Nähe gelegenen Dorfes Woffenheim. Sie war eine Stiftung der Eltern unseres elsässischen Papstes, des

Grafen Hugo von Egisheim und der Gräfin Heilwig von Dagsburg; die Abtei muss ihnen besonders teuer gewesen sein, denn hier, vor dem Altare Petri, wollten sie ihre letzte Ruhestatt finden. Als wenige Jahre später ihr heiliger Sohn, Leo IX., als Papst ins Elsass kam, führte ihn der Weg von Egisheim hinüber nach der Abtei; er weihte nach einer alten Tradition die erste Aebtissin Kuenza und stellte Kirche und Kloster unter den Schutz des heil. Kreuzes (1049). So ist die Szene im Bild in der Egisheimer Leokapelle, im Glasgemälde im Chor der Heiligkreuzer Pfarrkirche festgehalten. Der Abtei schenkte der Papst bedeutende Kreuzreliquien und unterstellte das Kloster «zum heiligen Kreuz» unmittelbar dem Heil. Stuhl. Dafür sollte es jährlich auf den Sonntag Laetare, den vierten Fastensonntag, eine goldene Rose nach Rom schicken, ein Gebrauch, der heute noch in der Ueberreichung einer solchen durch den Papst an eine um die Kirche verdiente Persönlichkeit weiterlebt. Die Pfarrkirche von Heiligkreuz besitzt noch immer die Kreuzreliquien, hingegen sind Kelch, Stola und Messgewand, deren sich Leo IX. bei der Feier bedient hatte, verloren gegangen.

Die Grafen von Egisheim besaßen das Vogteirecht, der Klostervogt wohnte in einem Schloss in der Nähe der Abtei. Diese hatte Besitztum im Sundgau, in Münsterol und im Largtal, in Reiningen und Rülisheim, in Regisheim und Heitern, Herlisheim und Schnierlach, Ingersheim und Obermorschweier, auf dem sagenhaften Bollenberg, in Reichenweier und Dambach. So berichtet das von der Aebtissin Mathildis zu Anfang des 12. Jahrhunderts aufgestellte Verzeichnis der Klostereinkünfte. Auf Bitten ihrer Nachfolgerin Irmingard bestätigte anno 1154 Papst Anastasius IV. ihre Rechte und ihren Besitz.

Doch Schweres hatte das Kloster bei Woffenheim im Laufe des 13. Jahrhunderts durch Kriege zu leiden: 1250 wurde es durch Konrad, den Sohn Friedrichs II., heimgesucht, sodass der Erzbischof Wilhelm von Bisantz (Besançon) zum Wiederaufbau einen Ablass ausschrieb. 1298 verheerte Adolf von Nassau die Colmarer Gegend; bei den Colmarer Predigermönchen brachte man fürsorglich die Kostbarkeiten in Sicherheit. In die Abtei zog aber die Armut, die man nie mehr bannen konnte. Die Armagnaken plünderten das Kloster völlig aus (1444), und vergebens suchte es die Aebtissin Ursula Zu Rhein zu retten; es wurde nur noch von weltlichen Domfrauen bewohnt und 1462 in ein Domherrenstift umgewan-



Egisheim, Grabengasse

Zeichn. Tuxhorn

delt. So hatten es die Einwohner des Städtleins Heiligkreuz, das sich im Lauf der Zeiten um das Kloster gebildet hatte, in einer Bittschrift an Papst Pius II. gewünscht. Der Propst der Jung St. Peterskirche, Zorn, hob das Frauenkloster auf, aus dessen Einkünften das Stift errichtet wurde. Dieses ging aber bereits im Jahre 1524 ein.

Bald darauf wurde die ehemalige Klosterkirche Pfarrkirche des Städtleins, das besonders seit 1444, seit der Zerstörung von Woffenheim, Dinzheim und Blienschweiler, dreien nahegelegenen Dörfern, durch Einwanderung viel gewonnen hatte. Der Klosterhof gehörte zur Herrschaft, kam an Colmar, wechselte mehrfach seinen Besitzer und wurde zuletzt ein gewöhnlicher Meierhof.

Wie die meisten Klöster, so wurde auch jenes von Heiligkreuz zum Mittelpunkt einer sich mehr und mehr ausdehnenden Siedlung, der Ortschaft Heiligkreuz. Diese besass seit dem 12. Jahrhun-

dert ein bereits oben erwähntes Schloss. Kloster und Dorf wurden schon früh mit Mauern und Gräben umgeben, und bereits im Jahre 1250 wird der Ort als Stadt bezeichnet. Noch heute lebt die Erinnerung daran weiter, wenn der Heiligkreuzer in berechtigtem Lokalpatriotismus von den «Toren», vom «Städtlein», dem «Stättlà», spricht und stolz auf das Wappen mit der Inschrift «Ville de Ste. Croix» und auf das Rathaus, das «Hôtel de Ville», hinweist.

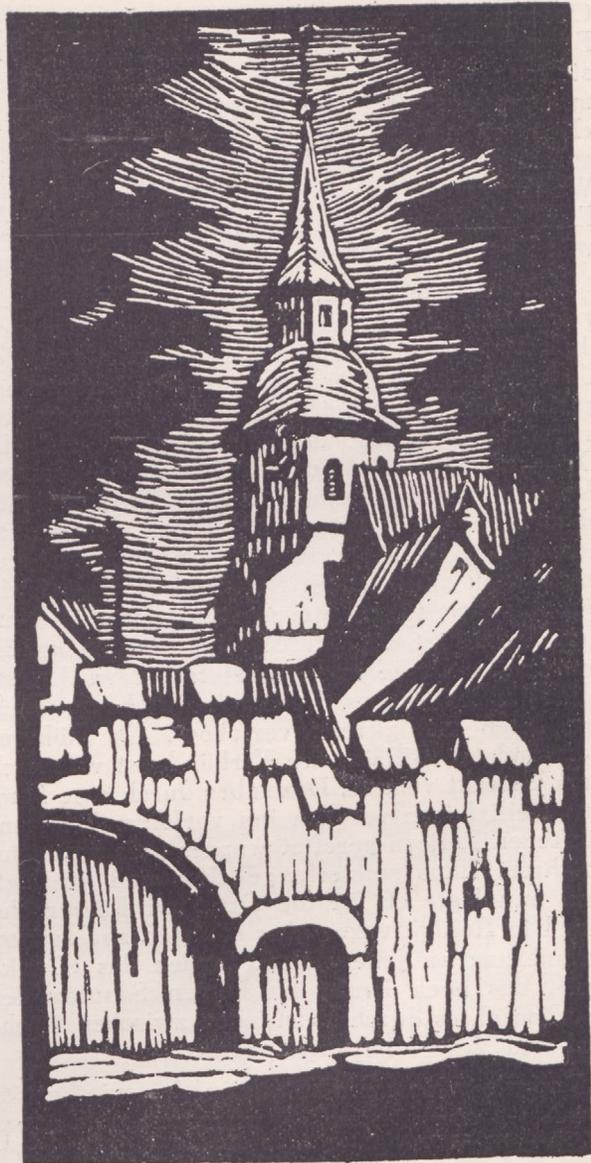
Heiligkreuz war Egisheimer Besitz, kam in der Folgezeit an das Bistum Strassburg, wurde als Gebiet des Obermundates von dem Grafen von Pfirt zerstört, doch bald nachher, — es war zu Beginn des 14. Jahrhunderts, — durch den Strassburger Bischof Conrad wieder aufgebaut. Steine eines abgebrochenen Rufacher Klosters sollen dazu Verwendung gefunden haben. Wie die meisten Dörfer und Städtchen unseres Landes, wurde auch Heiligkreuz, in dessen Mauern wohl eine Münze gestanden, mehrfach veräussert und verpfändet. So gebot im Jahre 1366 Hans von Haus, aus dem Isenheimer Geschlecht der von Huse oder Haus, über das Städtchen; dann löste es der Bischof wieder aus, um es aufs neue zu verpfänden, diesmal dem Ritter Wernher von Ratoltzdorf (1391). Im bekannten Gegenkönigszwist zwischen dem Pfalzgrafen Ludwig von Bayern und dem Herzog Friedrich von Oesterreich (1415) wurde das Städtlein vom Pfalzgrafen belagert, mit groben Geschütz beschossen und eingenommen. Als die «Armen Gecken» in unsere Gauen einfielen, öffneten die Amtleute von Heiligkreuz dem Dauphin Stadt und Schloss (1444); von hier aus unternahmen die Armagnaken Raubzüge ins Land. Hans Bernhard von Gilgenberg, der Sohn eines Geschlechtes aus dem Schweizer Jura, sass hier im 15. Jahrhundert als Vogt; einer seiner Nachfolger war durch sein unverzeihliches Verhalten an der Plünderung des Schlosses durch die vorüberziehenden Eidgenossen (1477) schuld. Allerdings wurde es bald wieder aufgebaut und als Lehen Heinrich Wetzels von Marsilien übergeben. Das Städtlein blieb Besitztum des Pfalzgrafen bei Rhein, bis es diesem durch Maximilian I. entzogen und ebenfalls diesem Vogt als Pfand zuerkannt wurde (1505). Der «letzte Ritter» war überhaupt dem Städtlein wohl gewogen, denn er bestätigte dessen Ordnungen und erteilte ihm das Privileg zweier Jahrmärkte, am Feste Kreuz Erfindung und am Bartholomäustag, sowie eines Wochenmarktes (1510). Zwei Jahre später verbot der Kaiser den Juden, in Heiligkreuz zu wohnen und Handel zu treiben. Eine Erinnerung an diese Verordnung muss noch vor siebzig Jahren sich erhalten haben, denn damals wohnte hier nur eine israelitische Witwe mit ihrem Kind in den Wintermonaten, während

sie den Sommer in Herlisheim zubrachte. Sie durfte mit Stoff einen kleinen Handel treiben. Die andern Juden übernachteten nie in Heiligkreuz; sie kamen morgens von Herlisheim und kehrten abends wieder dorthin zurück, handelten meistens mit Vieh und Seife, einer von ihnen hielt einen kleinen Metzgerladen.

Im Jahre 1515 verkaufte Maximilian die Ortschaft als volles Eigentum mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit an seinen Schatzmeister und Rat, Jakob Villingen von Schönenberg, einen der tüchtigsten Verwaltungsbeamten seiner Zeit. Durch verschiedene Erwerbungen wurde er fast unumschränkter Herr der Herrschaft Heiligkreuz; er liess auch das Schloss mehrfach verstärken. Villingers Witwe, die aus Augsburg stammte, verkaufte 1536 Schloss und Städtlein der Stadt Colmar. Diese setzte in das Schloss einen Vogt. Das Städtlein war damals von zwei Gräben umzogen; der Wall war teilweise mit Reben angepflanzt, — auch heute dehnen sich um die Ortschaft Rebstücke aus, — und gehörte mit dem «Vogelgesang», dem Gelände beim heutigen Bahnhof, der Herrschaft Colmar. Noch stand im 16. Jahrhundert am Colmarer Weg ein Gutleuthaus.

Durch den Kauf anno 1536 hatte Colmar auch das abgegangene Kloster samt der Kirche erhalten. Die Pfarrkirche befand sich damals in einem baufälligen Zustand, während die anliegende kleinere Liebfrauenkirche fest gebaut war. Darum unternahmen die Colmarer Schritte beim Basler Bischof um Uebertragung der Pfarrechte auf die Liebfrauenkirche. Diesem Bittgesuch wurde stattgegeben, die Pfarrkirche wurde abgebrochen und ein Umbau durchgeführt. Vom Bau eines Lettners erfahren wir aus dem Jahre 1604.

Während des bald darauf ausbrechenden Dreissigjährigen Krieges hatte Heiligkreuz durch Einquartierungen viel zu leiden. Im November 1632 wurde das Städtlein von den Schweden ausgeplündert, mehrfach fanden in der Umgebung kleinere Scharmützel statt. Lange soll die Ortschaft ganz verlassen gewesen sein, viele Häuser und Scheunern wurden von den durchziehenden Regimentern niedergerissen, da man Brennholz benötigte. Heiligkreuz büsste durch die Verhältnisse viel an Einwohnern ein. Erst allmählich, nicht zuletzt durch schweizerische Einwanderung, erholte sich das Städtlein wieder. 1663 wurde die Ringmauer wieder errichtet. Colmar blieb im Besitz der Herrschaft bis zur Revolutionszeit, nur die Heiligkreuzer- oder Mattenmühle war in der Zwischenzeit verkauft worden. Mit der politischen und sozialen Umwälzung des ausgehenden 18. Jahrhunderts ging Colmar seiner grundherrlichen Rechte verlustig.



Heiligkreuz

Holzschn. Tuxhorn

Bekannt wurde Heiligkreuz bei der Invasion 1813 durch das Reitergefecht am Kosakenloch. Im Dezember 1813 wurde die Gegend von Hünningen bis Mülhausen durch österreichisch-bayerische Truppen besetzt. Ein Streifkorps, befehligt durch den Obersten Scheibler, rückte landab gegen Ensisheim vor, während französische Truppen von Colmar aus gegen den Feind vorstießen. Den 24. Dezember kam es zum Gefecht zwischen den Dragonern des Grafen Milhau und österreichischen Husaren, zwei Kosakenregimentern und bayerischen Chevau-legers. Die Alliierten wurden nach heftigem Kampf zurückgedrängt, verloren viele Tote, Verwundete und Gefangene, darunter den Kosakenoberst Elmorsin sowie den

Oberleutnant von Arnstein. Die Heiligkreuzer Bürger wurden aufgeboten, um die Toten zu bestatten; die meisten bettete man in eine ehemalige Kiesgrube, der man später den Namen «Kosakenloch» gab, ein Name, der ihr bis heute geblieben ist. Bayerische Truppen errichteten im Weltkrieg an jener unweit der Waldstation Fronholz liegenden Stelle einen einfachen, doch würdigen Gedenkstein.

Einige Tage später, es war am Sylvester 1813, versuchten die Oesterreicher das Städtlein Heiligkreuz zu überrumpeln, doch misslang der Ueberfall der Ulanen vollständig. Allerdings kamen die Verbündeten schon vier Tage später in grösserer Anzahl und marschierten durch die Ortschaft. Dabei fiel aus dem Rathaus ein Schuss, der von einem allzupatriotischen Zolleinnehmer abgegeben worden war und den Führer einer Schwadron tödlich verletzte. Da man sich des inzwischen geflüchteten Schützen nicht bemächtigen konnte, so sollte der Flecken zerstört werden. Vor Angst und Schrecken eilten die Bewohner in die Kirche und erwarteten jeden Augenblick ihr hartes Los. Doch wie durch ein Wunder blieb Heiligkreuz verschont. Ein höherer verwundeter Offizier der Verbündeten war nach dem Gefecht vom 24. Dezember durch eine Frau aus Heiligkreuz vor den ihn verfolgenden französischen Reitern gerettet worden; sie hatte ihn in ihrem Haus versteckt gehalten und gepflegt, und nun legte er für die Ortschaft Fürsprache ein. Die Heiligkreuzer aber stifteten zur ewigen Erinnerung an jene bösen Stunden das «Dankfest», das noch heute am letzten Sonntag des Kirchenjahres durch Betstunden zwischen Hochamt und Vesper begangen wird.

Das alte Schloss des Städtleins, das, wie bereits erwähnt, ein Bauernhof geworden und vom «Schlossbür» bewohnt war, wurde 1858 durch Feuer zerstört. Keine Spur ist mehr davon vorhanden, nur eine kleine Bodenerhebung erinnert heute noch an den ehemaligen Herrnsitz. Das Gesindehaus wurde vor hundert Jahren als Schulhaus eingerichtet und dient heute noch als Mädchenschule. Wahrscheinlich war das Schloss mit einem tiefen Graben umgeben, eine Art Wasserschloss. In den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurden die beiden Tore, das Unter- und Obertor, abgerissen, um dadurch die Erweiterung der Strasse zu ermöglichen, allerdings sieht man noch immer deutlich die Stellen, an denen man sie errichtet hatte, und der Ausdruck vom Ober- und Untertor ist bis zur Stunde erhalten geblieben. Eingeebnet wurden teilweise die beiden Stadtgräben, die mit der «Ringmauer» und einem zweiten Wall die Ortschaft befestigt hatten. Teile der Mauer, an welche Häuser und

Scheunen gebaut sind, sowie eines Grabens und einer Brücke sind noch gut zu erkennen.

Im Kriege 1870 erzitterten die Häuser der Ortschaft unter dem Donnern vom unweiten belagerten Neubreisach her, und die Bewohner betrachteten angstvoll die unheilvolle Röte am nächtlichen Himmel. Doch blieb Heiligkreuz vor den Schrecken des Krieges verschont. «Teufelskreuz», so nannten die ersten deutschen Soldaten das Städtlein, vielleicht in Erinnerung an das Gefecht vom Dezember 1813. Durch die Ortschaft zogen die flüchtigen Kämpfer von der Horburger Illbrücke, Garde mobile und Francs-Tireurs, dem Gebirge, Geberschweier und dem Schauenberg, zu, und mehr wie einmal rumpelten die schweren Geschütze der deutschen Armee über das Pflaster, hinauf vor Belfort.

Vor hundert Jahren wurde die an Reliquien ehemals reiche Kirche vergrössert und so umgebaut, wie sie noch heute besteht. Vom ehemaligen Gotteshaus, der Klosterkirche, sind nur erhalten geblieben die alte Sakristei, die «Kapelle» sowie der Glockenturm in seinen untern Teilen. Die «Kapelle» wird meistens als Chor der Klosterkirche angesehen, und die Tradition berichtet, es seien dort Leos IX. Eltern bestattet. Ein barocker Altar mit blaufarbenen, gewundenen Säulen, der der Schmerzhaften Muttergottes geweiht ist, erinnert wohl an die ehemalige, bereits oben erwähnte Liebfrauenkirche. Das Chor der heutigen Pfarrkirche besteht noch in seiner ursprünglichen spätgotischen Form und war wohl ein Kirchlein aus dem 15. Jahrhundert, das an den Turm angebaut war. Das Schiff wurde leider in wenig stilvoller Weise ausgeführt. Das Heiligkreuzer Gotteshaus besitzt auf den Seitenaltären wertvolle Gemälde des 18. Jahrhunderts; ein weiteres mit dem Patron St. Bartholomäus zeigt die alte Kirche. Von einem St. Sebastianusaltar wissen vergilbte Dokumente zu erzählen, vielleicht lebt die Erinnerung daran weiter in einer Statue dieses Märtyrers, der als Heiliger der Schützengesellschaften und als Patron in schwerer Pestzeit viel verehrt wurde. Die bis weit hinauf reichende Apollonia-Wallfahrt der abgegangenen Ortschaft Dinzheim wurde in die Heiligkreuzer Pfarrkirche verlegt und wird durch eine Statue der heil. Märtyrin und Patronin in Zahnleiden lebendig erhalten.

Bis 1816 lag der Gottesacker um die Kirche, und es war ein glücklicher Gedanke, gerade auf dieser Stätte das Gefallenendenkmal mit einer Gedenktafel an die einstige Abtei und gekrönt durch die Statue des neunten Leo, zu errichten, — wohl eines der sinnvollsten auf elsässischem Boden: der Papst der Treuga Dei, des Gottesfriedens, auf einem Totenmal. Auf dem heutigen, vor dem Dorf gelegenen Kirchhof sieht man



Robert Gall

Heiligkreuz

einen Kreuzweg mit fünfzehn Stationen; daneben eine Oelbergkapelle, zu der man am Gründonnerstag abend pilgert.

Alte Häuser besitzt Heiligkreuz nicht mehr viele. Der Schwedenkrieg hat hier furchtbar gehaust, Brände haben in der Folgezeit mehrfach das Städtchen heimgesucht, der schwersten einer im heissen Sommer 1911. Nur in der Nähe des Rathauses steht ein Haus mit der Jahreszahl 1584 und einer alten Galerie im Hof. Nicht kunstlos ist der Brunnen vor dem Hôtel de Ville, der im Zopfstil gehalten ist und aus dem Jahre 1773 stammt.

Heiligkreuz ist die Heimat des grossen elsässischen Historikers Johann Georg Stoffel, des erfolgreichen Forschers der Dinghofrodel. Hier wurde er 1819 geboren, die hiesige Dorfschule hat er besucht und auf dem Bauernhof des Vaters tüchtig gearbeitet und daneben sich bis spät in die Nacht mit Literatur und Geschichte beschäftigt. Mit eiserner Energie hat er sich durchgerungen zum Bahnbrecher auf dem Gebiet der elsässischen Geschichte. Als Steuereinnahmer im Sundgau kam er mit dem Volk in Berührung und sammelte Sagen, Sprüche und Volkslieder, die er unter dem Pseudonym «Christophorus» in Stöbers «Alsatia» veröffentlichte. Er hat sich auch auf dem Gebiet der Archäologie erfolgreich betätigt und das erste Topographische Wörter-

buch des Oberelsasses verfasst. Als er später Colmarer Stadtbibliothekar wurde, konnte er sich erst recht mit historischen Studien beschäftigen. Er hat auch die Satzungen und Ordnungen seiner Heimatgemeinde veröffentlicht und so den Grund gelegt zur «Geschichte von Heiligkreuz», die Aug. Scherlen dank tausender von Urkunden im Colmarer Archiv abgefasst hat. Als Stoffel im Jahre 1880 starb, ging mit ihm wohl einer der bedeutendsten Forscher der elsässischen Vergangenheit dahin.

Noch zweier Söhne des Städtleins sei hier gedacht. Den einen, Jean Bretz, erwähnt der unlängst verewigte Prälat Kannengieser in seinem interessanten Werk «Mes maîtres alsaciens». Er war sein Mitschüler in Lachapelle, ein schüchtern, arbeitsamer Bursche, der später als Literat im Quartier latin zu Paris wohnte, als Professeur de Langues in Rumänien und England wirkte und durch seine Poesien und Elegien der Freund Verlaines wurde.

Der zweite war Paul Burtz, der Sohn einer bekannten Heiligkreuzer Familie, der am Collège in Saarunion, später an jenem in Rufach unterrichtete und 1878 in Egisheim starb. Er war ein wahrer Polyglot und neben seiner Lehrtätigkeit auch Literat und Politiker. Pseudonym arbeitete er mit am «Volksbote» zu Rixheim, wo er soziale, politische, religiöse Gedichte und Auf-

sätze, daneben aber auch Naturpoesien in Sinn und Form eines Carl Braun («Bölgenglöckchen») veröffentlichte.

Um Heiligkreuz lagen früher einige Dörfer, die im Armagnakenkrieg zerstört wurden. Die bedeutendste Ortschaft war Woffenheim, nach der die Abtei zum heil. Kreuz auch ursprünglich benannt war. Die Edlen von Hattstatt, die Abteien Pairis und Murbach, die Dominikanerinnen von Unterlinden, die Johanniter von Colmar und die Deutschherren von Suntheim waren hier begütert. Nach dem Armagnakenkrieg wurde die Kirche der Pfarrkirche von Obermorschweier einverleibt; 1686 wurde ein neues Gotteshaus geweiht, das der Abtei Marbach gehörte, 1795 aber zerstört wurde. Ein Einsiedler lebte in der nahen Waldklausen bis zur Revolutionszeit. Zum Andenken an die ehemalige Kirche liessen zwei Heiligkreuzer ein Feldkreuz errichten (1829), das heute noch an die abgegangene Ortschaft erinnert und wegen seines Stifters unter dem Namen «Stintzis Kreuz» bekannt ist. Nach dem Dorf schrieb sich eine bis ins 14. Jahrhundert nachweisbare Familie.

Älter als Heiligkreuz und Woffenheim war Dinzheim, das bereits im 8. Jahrhundert erwähnt wird. Murbach, später das kleine Bergklösterlein Goldbach besaßen das Patronatsrecht. Vom Jahre 1366 an, der Veräusserung des Dorfes sowie des Städtleins Heiligkreuz durch den Strass-

burger Bischof an Hans von Huse, teilte Dinzheim die Schicksale des unweiten Heiligkreuz. Der Ort wurde durch die Armagnaken zerstört, doch bestanden hier eine Apolloniakapelle sowie ein Waldbruderhaus. Der meistens mit seiner Familie dort lebende Bruder — andere hinwieder waren ledig — musste zum Nutzen der Gemeinde Bienenzucht treiben. Vor mehr denn hundert Jahren wurde das Forsthaus «Dinzen» erbaut; auch ein Feldbrunnen trägt noch diesen Namen. Auch nach diesem Dorf nannte sich eine Edelfamilie, von denen wir einige Töchter in Unterlinden und Alspach als Nonnen treffen. Im Banne Dinzheim lag auch das der Abtei Pairis zustehende Dörflein Lehenheim. Die dritte Ortschaft Blienschweiler, in deren Gemarkung römische Funde freigelegt wurden, war kirchlich mit dem unweiten Logelnheim vereinigt und gilt auch als Heimat eines Adelsgeschlechtes.

Abgegangen sind alle diese Dörfer, die Bewohner haben sich zumeist nach dem festeren Heiligkreuz zurückgezogen und sich dort niedergelassen. So erscheint das Städtlein als richtiger Mittelpunkt der ganzen Illgegend. Wohl bietet es heute keine pittoresken Bilder mehr, aber dennoch wissen uns die wenigen Zeugen vergangener Zeiten so manches zu erzählen vom Kommen und Gehen der Geschlechter, von guten und bösen Tagen.

Les Cigognes de St. Martin à Colmar

Le 30 juillet 1782, Madame la Baronne d'Oberkirch accompagnée de M. le Comte du Nord, s'arrête à Colmar, où elle descendit à l'hôtel du Sauvage. De sa fenêtre elle fut témoin d'un fait assez curieux, dont elle donne dans ses mémoires le récit suivant :

«Sur le toit de la Cathédrale on avait placé une roue renversée, comme on le fait presque partout en Alsace, afin que les cigognes y fassent leur nid. On croit que ces oiseaux portent bonheur. Les cigognes n'y avaient point manqué et de l'auberge où nous étions, nous voyions le profil sombre du père et de la mère, entourés des petits se dessiner sur le ciel rouge d'un soleil couchant; debout sur une de leurs grandes pattes, ils ne dormaient pas néanmoins; ils attendaient évidemment un absent, un retardataire, et de temps en temps, ils poussaient leur cri désagréable et sauvage.

Enfin nous vîmes arriver du bout de l'horizon une cigogne, les ailes déployées, volant comme une flèche, et suivie de très près par un oiseau de proie d'une prodigieuse grosseur, quelque vautour des montagnes, sans doute.

La cigogne était effrayée, blessée peut-être; à ses cris, les cris de la nichée tout entière répondirent. L'oiseau effrayé arriva droit sur son nid, et y tomba épuisé de fatigue et de douleur. L'autre cigogne alors prit sa place, et s'élança au-devant de l'ennemi.

Le combat s'engagea, terrible, acharné; les deux champions se précipitèrent l'un sur l'autre, en poussant des cris à fendre le cœur. Mais le magnifique instinct de la paternité se développa dans la cigogne avec une forme et une énergie incroyables. Tout en se défendant, tout en attaquant ce géant des airs, elle ne perdait pas un instants de vue ses petits, qui se plaignaient et tremblaient, sans doute. Trop faible pour soutenir une lutte inégale, elle les couvrit de ses ailes, tant qu'il lui resta un souffle de vie. Enfin par un effort désespéré, elle se rapprocha de son nid de branches, où gisait sa compagne expirante et ses petits, qui ne pouvaient encore prendre leur volée; elle prit ce nid dans son long bec, le secoua fortement, le retourna, et elle précipita du haut du toit les objets de sa tendresse, plutôt que de les voir succomber sous les serres de l'ennemi qui la tuait; puis se dévouant seule, en victime résignée, elle se laissa tomber sur la roue, où le vautour l'acheva d'un coup de bec.

Nous restâmes tous frappés et saisis de ce combat et de cette défense. C'était un véritable drame de famille, selon l'expression à la mode. M. le comte du Nord surtout en fut impressionné comme d'une bataille véritable».

(Extrait des Mémoires de la Baronne d'Oberkirch).

Amulette und Passauer Kunst

Von L. Ehret

Die heutige Zeit hat kaum eine Vorstellung davon, in welchen Nöten und Schrecken die Menschen vor Jahrtausenden lebten, als sie sich beständig von verderbenbringenden Dämonen bedroht glaubten. Bei manchen Völkern, z. B. den Babyloniern und Assyrern, war der Schutz vor diesen bösen Mächten eine Hauptlebenssorge. Könige und Priester stellten als Schutzwache vor ihre Paläste und Tempel Steinbilder geflügelter Stier- und Löwenkolosse auf. Bei Arbeit, Spiel und Erholung umhängten sich die Menschen zu ihrem Schutze mit Amuletten verschiedenster Arten. Als die wirksamsten Schutzmittel erkannte man schon in den ältesten Zeiten die aus Edelsteinen bestehenden Amulette. Man schrieb diesen Steinen allerhand zauberische Kräfte zu und trug sie deshalb am Halse, auf der Brust oder an den Armen. Das war der Ausgangspunkt der Verwendung der Edelsteine als Schmuckstücke. Der sprachliche Ausdruck *A n g e b i n d e* für Geschenk ist ein Hinweis darauf, dass die Edelsteine am Körper befestigt wurden.

Nach dem Volksglauben gewährten die Edelsteine nicht allein Schutz vor den Dämonen, sondern wirkten auch heilkräftig. Die Kranken, welche vertrauensvoll zu dem Edelstein aufblickten, den Abraham am Halse trug, erlangten wieder ihre Gesundheit. Die von den Edelsteinen ausströmenden Zauberkräfte waren nach der Art der Steine verschieden. Nach den Schriften von Grimmelshausen, die zur Erforschung des Aberglaubens im 17. Jahrhundert von grösster Bedeutung sind, vertreibt der Diamant «die Melancholy», der Smaragd verleiht Lust zum Studium, «darum werden gemeinlich mehr reicher als armer Leute Kinder Studenten». Der Rubin befreit von Furchtsamkeit und macht seine Träger fröhlich und glücklich; der Jaspis stillt Blutungen usw. Bei allen Völkern umwob ein zauberhafter Schimmer die Edelsteine. Der Liebeszauber, der der Sage nach Karl den Grossen an die Buhlerin Fastrada fesselte, war durch den in Edelstein gefassten Ring veranlasst, den das Weib an seinem Finger trug. Der Zauber war so kräftig, dass er noch nach dem Tode der Fastrada fortwirkte, bis schliesslich Bischof Turpin der Leiche den Ring wegnahm und ihn in die Aacher Heilquelle warf, so dass dann der Kaiser an diesen Ort gefesselt blieb. Die Römer hängten den Kindern als Amulette Bernstein an. Die alten Aegyptier verwendeten als Schutzmittel Nachbildungen des von ihnen geheiligten Käfers, des Scarabäus, den sie noch den Toten mit in das

Grab gaben. Ferner dienten als Amulette die Brakteaten, d. h. römische Gold- und Silbermünzen mit besondern Zeichen und Inschriften. Alle orientalischen Völker schrieben dann den Buchstaben, Wörtern, Zahlen und gewissen Figuren magische Kräfte zu. Die Juden trugen als Schutzmittel in Kapseln am linken Arm die Gebote Gottes. Es sei hier auch an die vielen Zaubersprüche erinnert, die Menschen und Tieren in gesunden und kranken Tagen Schutz und Hilfe verleihen sollten.

Das Pentagramm, das bei den Pythagoräern als ein Glücks- und Gesundheitszeichen galt, wurde im spätern Mittelalter ein Abwehrmittel gegen böse Geister und Hexen. Da letztere auch Druden genannt wurden, bezeichnete man das Pentagramm auch als Drudenfuss. Auf dem Lande begegnet man diesem Schutzzeichen heute noch an Ställen und Eingangstüren, auch in den Wohnungen an Wiegen, Betten usw. Als Amulett diente dann auch das magische Quadrat. Jedes kleinere Quadrat der schachbrettartigen Einteilung enthielt den Anfangsbuchstaben eines Wortes oder auch eine Zahl. Wie die durch die Buchstaben bezeichneten Wörter in senkrechter, wagerechter und diagonalen Reihe gelesen werden konnten und denselben Wortlaut ergaben, so war auch die Summe der in genannten Reihen aufaddierten Zahlen stets dieselbe. Als Beispiel für ein magisches Buchstabenquadrat lassen wir hier das folgen, das noch heute die Giebelwand zweier Häuser in der Sundgaugemeinde Ueberstrass ziert.

G	S	M	S	G
S	S	E	S	S
M	E	M	E	M
S	S	E	S	S
G	S	M	S	G

Gott sei mir Sünder gnädig

So sei ein Sünder selig.

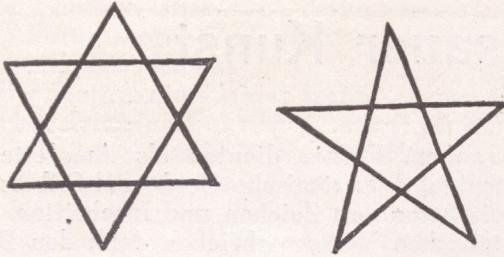
Mein einziger Mittler erhöere mich

So sei ein Sünder selig.

Gott sei mir Sünder gnädig.

Zur Zauberverwehr bedienten sich die germanischen Völker der Pferdeschädel, die sie zum Schutze ihrer Gehöfte auf langen Stangen bei der Eingangspforte aufpflanzten oder in den Holzverkleidungen ihrer Giebel ausschnitzten.

Der Glaube an die Wirksamkeit der Amulette zur Abwehr bösen Zaubers war bei allen Natur- und Kulturvölkern von altersher so tief verankert, dass es ein nutzloses Unterfangen gewesen wäre, wenn das Christentum diesem heidnischen Glauben durch strenge Verbote hätte begegnen wollen. Die Kirchenväter suchten daher in schonenderweise den Gebrauch der Amu-



Hexagramm und Pentagramm

lette in christliche Formen zu leiten. So traten jetzt an die Stelle der bisherigen Schutz- und Abwehrmittel die Zeichen der Erlösung: das Kreuz, das Agnus Dei, ein aus geweihtem Wachs gefertigtes Gotteslamm, ferner die in Holz, Stein oder Metall gefassten Heiligenreliquien usw. Zur Zeit der Hexenverfolgungen spielen diese christlichen Zeichen eine grosse Rolle. Nach den Bekenntnissen einer Hexe von Bischofsheim konnte diese einem von ihr geschädigten Manne nicht mehr helfen. Sie konnte dessen Haus nicht mehr betreten, weil der Mann über der Eingangstüre ein geweihtes Wachskreuz befestigt hatte (Molsheimer Blutbuch). Der Böse musste stets von seinen Opfern weichen, wenn sich diese «besegneten», d. h. bekreuzigten. Eine Hexe in Gebweiler bat zum Schutze vor den Anfechtungen des Teufels wieder um Ueberlassung des Agnus Dei, das ihr die Gefängniswärter abgenommen hatten.

Die kirchlich erlaubten Amulette genügten den noch in heidnischen Anschauungen verstrickten Christen der ersten Zeiten nicht. Sie vollführten jetzt ihre altererbten, abergläubischen Hantierungen mit christlichen Formeln, Sprüchen und Schriftstellen des Alten und Neuen Testaments. Als die Hexenrichter in Gebweiler die angeklagte Rimlerin fragten, ob sie dem heiligen Sakramente niemals Unehre angetan hätte, erwiderte sie, dass sie, ehe sie «zugegangen» sei, stets das St. Johannesevangelium zu sich genommen hätte, so dass ihr der Teufel nichts anhaben konnte. Dieses Evangelium wird im 16. und 17. Jahrhundert als Amulett viel erwähnt. Man trug es am Halse oder las es in Krankheiten und Gefahren vor. Im Jahre 1035 sah sich die Synode von Heiligenstadt genötigt, den mit dem St. Johannesevangelium getriebenen Aberglauben zu verbieten.

In dem umfangreichen Verzeichnis, das 745 der hl. Bonifazius von den bei Christen vorkommenden heidnischen Gebräuchen aufgestellt hat, wird auch die Unsitte erwähnt, unter gewissen Formeln und Sprüchen am Halse gewisse Anhängetzettel zu tragen, im Glauben, sich hierdurch vor allem Unheil zu schützen. Trotz des

heiligen Eifers, den Päpste (Gregor II.), Bischöfe, Synoden und auch die weltliche Obrigkeit (Karl der Grosse) gegen den mit Amuletten getriebenen Aberglauben entfalteteten, war ihm nicht beizukommen. Vielmehr vertiefte und erweiterte er sich noch mit der fortschreitenden Zeit. Das spätere Mittelalter brachte sogar noch die Entweihung der Eucharistie, indem man sie als den Inbegriff aller Kräfte zu zauberischen Zwecken missbrauchte. Im Flintenschatz verborgen, verlieh sie dem Schützen Treffsicherheit. Zum Schutze seiner Herde vor den räuberischen Wölfen verwahrte sie der Hirt in seinem Stabe. In Solothurn wurde 1447 eine Hexe verbrannt, die mit dem in Ettiswil gestohlenen Sakramente verschiedene Malefizien verübt hatte.

Der Glaube an ein von den Hexen an der Kommunionbank begangenes Sacriligium hatte zur Folge, dass man sich da scharf beobachtete und beargwöhnte. So will in Gebweiler der Kohler der Hallerin beim «Fürgehen» angesehen haben, dass sie eine Hexe war. Im kleinen Steintal, wo die Hexenwut auch ihre zahlreichen Opfer forderte, waren bei der Osterkommunion Entweihungen des heiligen, ehrwürdigen Abendmahles an der Tagesordnung. Die Hexen mussten die Hostien dem Teufel übergeben, der sie zur Herstellung seiner Salbe benötigte (Archiv des Thomasstiftes, Nr. 98). Dass man als Amulette Teile des menschlichen Körpers, namentlich Finger und Herzen ungetaufter Kinder verwendete, und dass, um in den Besitz dieser kostbaren Talismane zu kommen, die schrecklichen Wüstlinge Frauen in gesegneten Umständen töteten, habe ich bereits in einer früheren Arbeit erwähnt (s. Elsassland 1935, S. 112). Es sei hier ergänzend bemerkt, dass es auch im Elsass solche abergläubische Scheusale gegeben hat. 1607 büsste in Thann ein Mörder eine solche Tat mit dem Rade. Nach dem Molsheimer Blutbuch haben 1617 zwei Mordgesellen in Sulzbad zu genanntem Zwecke eine Bäuerin mit einem Knüppel getötet. Im schrecklichen Wahne, dass man nach dem Genusse von neun Kinderherzen die Kunst des Fliegens erlangen könne, hatte ein Verbrecher in Bayreuth im 17. Jahrhundert bereits acht Herzen verzehrt, als er den Richtern in die Hände fiel (C. Meyer, Aberglaube im Mittelalter). Im Molsheimer Blutbuch sagt ein Mörder aus, er hätte immer ein Fläschchen Menschenblut mit sich herumgetragen. Ein Schluck daraus sollte ihn zu den grössten Verbrechen anfeuern. Als er in einer Wirtschaft in Colmar einem Mordgesellen davon zu trinken gegeben hatte, wollte sich dieser in grösster Wut auf den Wirt stürzen, um ihn zu töten.

Merkwürdigen Aberglauben zeitigten besonders die Kriege. Die in der Erinnerung fort-

lebenden Heldensagen von der Unverletzlichkeit von Kämpfenden (Achilles, Siegfried usw.) liess den Glauben aufleben, dass man durch Zaubermittel seinen Körper gegen Hieb und Stich verfesten könne. Wie der Basler Kaplan Knebel in seiner Chronik der Burgunderkriege erzählt, fand man auf den Leichen gefallener Burgunder nach der Schlacht von Murten Zettel von «merkwürdiger Schrift, Malerei und Faltung», des Inhaltes, dass diejenigen, welche den Zettel täglich bei sich tragen und drei Vaterunser und drei Ave-Maria beten, weder durch das Schwert, noch durch Feuer oder Wasser umkommen können. Luther weiss von Kriegeren zu berichten, die ihre Waffen durch besondere Worte und Zeichen treffsicher machen konnten, während andere durch Gegenzauber jede Waffe unwirksam machten. «So nahm einer dem andern die Kraft seines Messers.» Weiter traf Luther Soldaten, die Briefe bei sich trugen «mit viel heiligen Worten und Zeichen, darunter einen solchen, den der Papst dem Kaiser Carolus in den Krieg geschickt haben sollte. Es gab Soldaten, die das St. Johannevangelium bei sich trugen. Einige befahlen sich St. Georg, andere dem St. Christophel, wieder andere sogar dem Teufel.» Luther erwähnt ferner, dass es durch Zauberei möglich wäre, Ross und Reiter zu bannen oder verschwinden zu machen. Im späteren Mittelalter kamen dann die vor allen Leibesgefahren schützenden Not-, Sieges- oder St. Jörgenhemden auf. Die Wirksamkeit dieses Zauberkleid hing jedoch davon ab, dass es in einer Nacht einschliesslich der Spinn- und Webarbeiten, von vierzig reinen Jungfrauen angefertigt wurde. «Wann nun aus diesen Jungfrauen sich wenigstens befleckt gewünscht, hat sie sich in diese Gesellschaft nicht einmischen dürfen.»

Der hl. Georg sollte die Krieger ausser durch das nach ihm benannte Hemd noch durch besondere Münzen schützen, wie den Mansfeldschen St. Jürgentaler (1609—1611) mit dem Bildnis des Heiligen und den Buchstaben G. M. (Georgius Miles).

Zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges mussten alle Amulette und Schutzmittel vor der sogenannten Passauer Kunst zurücktreten. Als 1611 Truppen aus Passau gegen die böhmischen Stände zu Felde zogen, verkaufte der passauische Henker Kaspar Neidhard den Soldaten buntbemalte Zettel mit besondern Zeichen, «mit Spinnen und schwarzen Fischen, spanischen und einfachen Kreuzen und seltsamen undeutschen Wörtern versehen». Lesbar waren aber die Worte: «Teufel hilf mir, Leib und Seele geb ich dir». «Die Träger solcher Zettel, diese Teufelsdiener», schreibt ein Zeitgenosse, «konnten weder von Rapier, noch Degen wund gemacht werden. Sie konnten



Zeichn. H. Bacher

die Musketenkugeln in die Aermel empfangen oder mit den Händen auffangen.» In dieser Zauberei bestand die vielgenannte Passauer Kunst. In dem Rufe, fest oder gefroren zu sein, standen nicht allein gemeine Soldaten, sondern auch viele hohe Befehlshaber, wie Pappenheim, Tilly, Wallenstein, Terzka, Gustav Adolf. Auch viele Fürstenhäuser wählte man unter dem Schutze dieser Kunst stehend, wie z. B. die Glieder des Hauses von Savoyen, Karl III. von Schweden, König Friedrich II. Es lag gewiss nicht im Interesse der Gewaltigen, den Glauben an ihre Unverwundbarkeit bei den rachelustigen Soldaten zu zerstreuen. Simplicissimus sagt von sich: «Die Leute glaubten, ich sei fest wie Eisen und Stahl, und fürchteten mich wie die Pest». Aber die dunklen Mächte, denen man in genannter Kunst vertraute, erwiesen sich gar oft treulos. Wenn man den Gefrorenen mit Eisen und Blei nicht beikommen konnte, so blieb der einfachen Bauernwaffe, der Holzkeule, ein Erfolg nicht versagt.

Als ein Stallmeister Bernhards von Weimar weder totgeschossen, noch totgestochen werden

konnte, gruben ihn die Kroaten ein, dass nur der Kopf aus der Erde herauschaute, und kegelten ihn tot.

Wenn man die Träger der Passauer Kunst auch fürchtete und mied, so verachtete man sie andererseits als Feiglinge. Psychologisch wertvoll zur Erklärung des Glaubens an das Festmachen ist folgende Anekdote aus dem Simplizissimus: Ein Feigling bat seinen Kameraden um einen Passauer Zettel. Dieser entsprach scheinbar der Bitte und schrieb auf einen Streifen Papier dreimal die Worte: «Wehr' dich, Hundsfott». Das Papier wurde dann zusammengewickelt und dem Furchtsamen in die Kleider genäht. In der Einbildung, er sei fest, stürzte sich dieser mit Löwenmut auf seine Feinde und kämpfte unverwundet wie der gehörnte Siegfried. Mit der Passauer Kunst konnte man auch Ross und Reiter hervorzaubern. Man lud zu diesem Zwecke die Zettel, mit Häcksel vermisch, in eine Pistole und schoss dies nach rückwärts ab. Plötzlich standen dann so viele Reiter da, als sich Häcksel in der Pistole befanden. Diese Kunst bewährte sich dann auch in dem Verschwindenmachen ganzer «Eskatronen und Parteien». Durch die Soldaten wurde die Passauer Kunst auch in bürgerlichen Kreisen bekannt. Nach der zum grössten Teil noch ungedruckten Chronik von J. J. Walter (Stadtarchiv Strassburg) rühmte sich 1624 einer der umherschweifenden Soldaten bei einer Zechelei in der Wirtschaft «Zum Engel», wie er bei der Einnahme von Heidelberg Weib und Kinder ermorden half. Da er fest sei, könne ihm nichts geschehen. Um dies zu beweisen, riss er sein Wams auf und stach sich mit einem Messer mehrmals gegen die Brust, ohne sich jedoch zu verletzen. Ein nochmaliger Stich verletzte ihn jedoch recht schwer, so dass er im Spital kuriert werden musste. Nachher steckte man ihn in den Turm, «und zuletzt», bemerkt der Chronist, «hat ihm der Henker am Halseisen die Passauer Kunst auf den Rücken geschrieben» (fol. 100). Vor dem Kanzleigericht in Gebweiler stellte man nach dem 30-jährigen Kriege bei sittlichen Verfehlungen immer die Frage, ob die Verführer die Passauische Kunst oder andere «unziemliche Künste» bei sich trügen. Es seien dies Sachen, die keinem ehrlichen Mann und Untertan wohl anstünden, und aus denen nur Unheil hervorgehe. Im Jahre 1671 bekannte sich vor genanntem Gerichte ein Angeklagter schuldig, die Passauer Kunst für das Spielen und «Gefrorensein» gebraucht zu haben.

Der Aberglaube war im 17. Jahrhundert so allgemein und tiefgreifend, dass sich in den Städten Polizeiordnungen damit befassen

mussten. So heisst es in einer Basler Ordnung von 1657: «Sintemalen durch die teuflische Zauberei, Wahrsagerei, Teufelsbeschwörungen und dergleichen abergläubische Dinge, deren sich etliche gebrauchen, sich vor Hauen und Stechen oder mit der verfluchten Passauischen Kunst vor Schiessen fest und hart zu machen, die hl. Majestät Gottes zum höchsten beleidigt und an seiner Statt der leidige Satan gleichsam angebetet wird, soll sich jedermänniglich solcher Segen, Wahrsagens, Zauberns, Beschwörens, des Nachlaufens an Heiden, Zigeuner usw. entziehen.» Zuwiderhandelnde sollen an Leib, Ehre, Hab und Gut, ja sogar mit dem Leben büssen. Der Strom des Aberglaubens, wie er seit der Urzeit die Seelen der Körper durchflutet, ist in der Gegenwart noch keineswegs zum Stillstand gekommen. Wie der Ertrinkende zu seiner Lebensrettung nach einem Strohalm greift, so wird im höchsten Notfalle selbst der Aufgeklärteste unter den Menschen im Arsenal mittelalterlichen Aberglaubens nach Mitteln Umschau halten, von denen er noch Rettung hoffen kann. Uns allen, die wir den letzten Krieg erlebt haben, ist teils aus Selbsterfahrung, teils vom Hörensagen oder aus der Tagespresse bekannt, welchen schrecklichen Aberglauben dieses blutige Ringen gezeitigt hat. Ueberall waren gewissenlose Geschäftsleute sofort zur Stelle, die trostlose Geistesverfassung der um ihre Krieger im Felde schwerbesorgten Angehörigen in gewinnsüchtiger Weise auszubeuten. Zum Schutze gegen Not und Tod stiegen die Not- und Siegeshemden aus der Vergessenheit auf, die jetzt in «unerreichbarer Qualität» zu haben waren. Auch die sogenannten Schutz- und Himmelsbriefe zeigten sich wieder, diesmal unter den Namen: «Wunderbrief», «Tobias Segen», «die goldene Schatzkammer» usw. Ferner sprachen vorsichtig abgefasste Zeitungsanzeigen von silbernen und goldenen Amuletten, die, «nach wissenschaftlich-astrologischen Berechnungen angefertigt», in schwerer Zeit sichern Schutz gewährten. Pflanzensammler suchten aus dem Verkauf von Siegwurz oder Allermannsharnisch, Farnsamen, Springwurz, Johanniskraut, diesen altbekannten Talismanen aus der Pflanzenwelt, Kapital zu schlagen. Selbst eine amtliche Stelle, das Kriegshilfsbureau des österreichischen Ministeriums, machte in Aberglauben mit. In dem Gedanken, dass Hufeisen und -nägel von altersher als Symbol des Glücks galten, liess genannte Stelle aus solchen Nägeln «Kriegsglücksringe» anfertigen und unter die Soldaten verteilen, zu ihrem Schutze vor Tod und Gefahr (B. Grabinski, Neuere Mystik).



Phot. Halle

Dagsburg

Eine Maiwanderung in die Vogesen

Von Alfred Gaessler

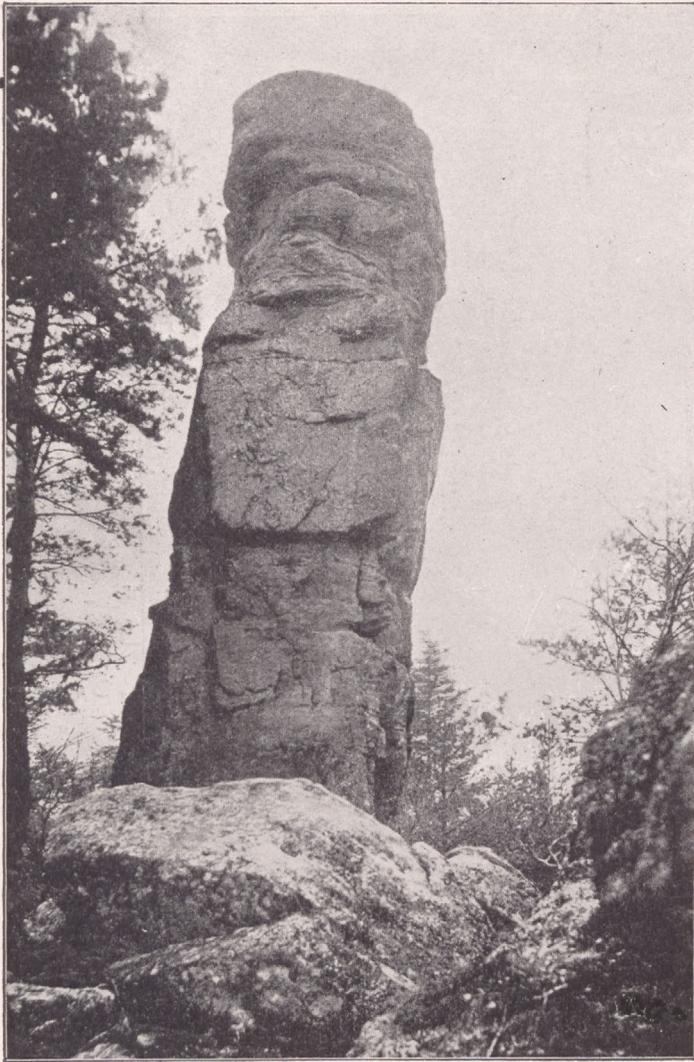
(Schluss)

Wir waren anfangs unschlüssig, wie wir unser ferneres Wanderprogramm gestalten sollten, denn von der Schleife führt ein schöner Pfad zur Dagsburg, die wir auch gerne besucht hätten, aber wir einigten uns schliesslich dahin, dieselbe bei anderer Gelegenheit zu besuchen, und folgten dem Pfad über den Eichelberg aufwärts zu den Himbeerfelsen. Dieser windet sich durch mächtige Felsen hindurch. Die Eigenartigkeit des Vogesensandsteins tritt da ganz besonders hervor, denn er besteht durchweg aus abgeschliffenen Quarzkieseln, die durch ein grobkörniges, rotgefärbtes Bindemittel verbunden sind. Eigenartig schön sind diese Felsen mit ihrer rauhen, buntfarbigen Oberfläche.

Die Aussicht ist unbeschreiblich schön. Von der Bank auf dem östlichen Felsplateau reicht der Blick weit über die Rheinebene bis zum blauen Band des Schwarzwaldes hin. Gegenüber grüsst uns ein letztes Mal der Schneeberg, an seinem Fusse träumt Wangenburg mit seiner Ruine. Ein schmaler Pfad führte uns in wenigen Minuten zum westlichen Felsplateau. Welch prächtiges Bild! Im Vordergrund die Häuser der Hub, dahinter der Geisfels und die lothringische Hochebene mit unzähligen Dörfern.

Wir standen wie gebannt und liessen unsere Blicke lange in die Ferne schweifen. Mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, nahmen wir Abschied. Ich war seither oft dort oben mit Pinsel und Farbtopf, um als Wegewart der Sektion Wasselnheim mit Sorgfalt die Wege zu markieren, damit jedermann Gelegenheit geboten ist sich an der prächtigen Aussicht zu erfreuen. Die früher wenig aufgesuchten Himbeerfelsen werden nun wohl den Platz einnehmen, der ihnen gebührt.

Der Pfad führte durch einen herrlichen Tannenhochwald abwärts und bot uns ständig wechselnde Landschaftsbilder. Bei der Wirtschaft Zollstock kreuzten wir die Strasse, die von Obersteigen nach Dagsburg führt, und liessen uns bald darauf bei Mutter Grün nieder, um uns zu stärken mit dem, was uns Frau Förster in die Rucksäcke gepackt hatte. Dann folgten wir dem gut unterhaltenen Pfad und der ausgezeichneten Markierung durch prächtige Waldbestände wohl eine Stunde lang. Wir waren ganz und gar der Mühe enthoben, ständig unsere Karten zu befragen. Am Geisfelswasen ging's vorbei. Dann bogen wir rechts ab und folgten dem etwas steilen Pfad aufwärts zum Geisfels, wo wir



Die Spille

durch eine prächtige Aussicht belohnt wurden. Der Dagsburgfelsen, leicht erkennbar an seiner sonderbaren Form, die einem umgekippten Schiffe gleicht, auf dem die St. Leons-Kapelle thronet, ist auf dieser Wanderung von allen erhöhten Punkten aus sichtbar und überall gleich schön und lieblich anzusehen. Man freut sich immer wieder, wenn man an ihrer Entfernung die zurückgelegte Strecke abschätzen kann. So weit der Blick reicht, sieht man Berge, Wälder und Dörfer. Ein unbeschreiblich schönes Bild! Nach langer Rast auf dem Felsen setzten wir unseren Marsch fort und lenkten unsere Schritte nach 10 Minuten zu einem aufrecht stehenden Felsenstück von 8,90 m Höhe, die Spille genannt. Der Sage nach ist dieser Felsen eine der Kunkeln, die einst die Feen sammelten und aufstellten, bis sie durch Christi Geburt ihrer Macht

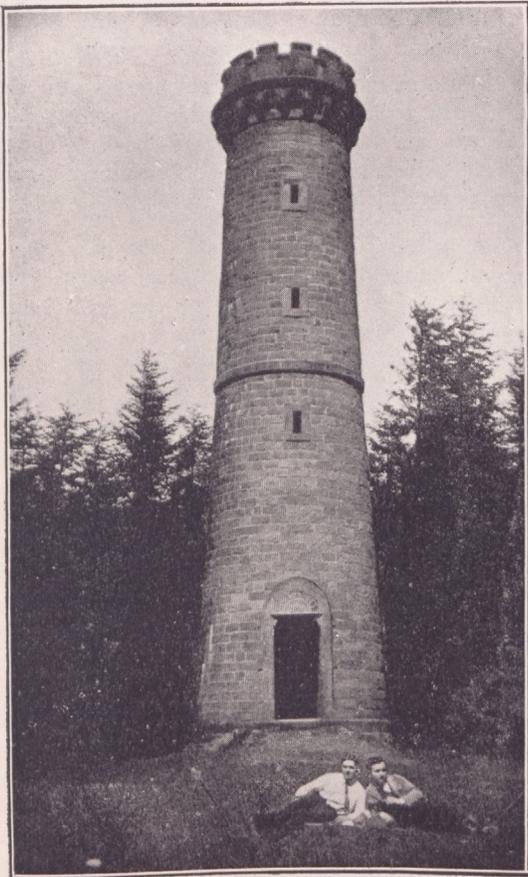
beraubt wurden. Ein ähnlicher Felsen befindet sich auf dem Hirschberg beim Schäferplatz, welcher im Volksmunde die «Eule» genannt wird. Wir mussten wegen Zeitmangels auf den Besuch dieses sehr aussichtsreichen Berges verzichten. Bergabwärts führte unser Pfad in 10 Minuten zu einer Bergwiese, auf welcher das Forsthaus Haberacker steht. Von hier aus stiegen wir zu den Ruinen Ochsenstein hinauf. Es sind die Ruinen von drei Burgen auf einem Bergücken. Die erste und grösste der drei Burgen ist durch eine bequeme Steintreppe zugänglich gemacht. Es sind schon mehr Felsen als Mauern, denn die Verwitterung hat im Laufe der Jahrhunderte vernichtet, was die Feuersbrunst im Jahre 1559 und die Schweden 1632 nicht zerstört haben. Der Burgfelsen bietet eine prächtige Aussicht über den Wald hinweg auf die freundlich sich ausbreitende Hub und auf den hochragenden Felsen der Dagsburg mit seiner Kapelle. Gerade gegenüber schaut die Spille über den Wald. Am Fusse der Ruine wird Haberacker sichtbar, und im Osten grüsst das Strassburger Münster. Die beiden andern Ruinen sind durch Leitern ersteigbar. Wir stiegen hinauf zu den Oeffnungen in der Felswand, in welche eine auf das Felsplateau führende Treppe eingemeisselt ist. Man muss staunen, wie die mittelalterlichen Baumeister vor nichts zurückschreckten, wenn es galt, eine Burg mächtig und uneinnehmbar machen. Heute ist das Mauerwerk fast gänzlich verschwunden, und nur die eingemeisselten Steintreppen und Kammern zeugen noch von alter Pracht und Grösse.

Wir kehrten zurück zum Forsthaus Haberacker. Durch schönen Wald gelangten wir nach einer Stunde zum einsam gelegenen Forsthaus Schäferplatz und hemmten bald darauf an der Steinbütte unsere Schritte. Dieser merkwürdige, wie eine Riesenbütte ausgehöhlte Felsblock soll der Sage nach für den Abt von Maursmünster bestimmt gewesen sein, der sie für seinen Weinkeller herstellen liess. Als die Arbeit beendet war, konnte man die Last nicht bewältigen und musste den ausgehöhlten Felsen an Ort und Stelle liegen lassen.

Glühend brannte die Sonne auf uns herunter, als wir nun einen abgeholzten, kahlen Hang hinaufkletterten. Die Rucksäcke drückten wie eine Zentnerlast, und wir waren recht froh, als uns der Wald wieder in seinem kühlen Schatten aufnahm. Plötzlich standen wir vor der mächtigen Brotschrotte, in welcher der Brotschgeist seine Wohnung aufgeschlagen haben soll. Der

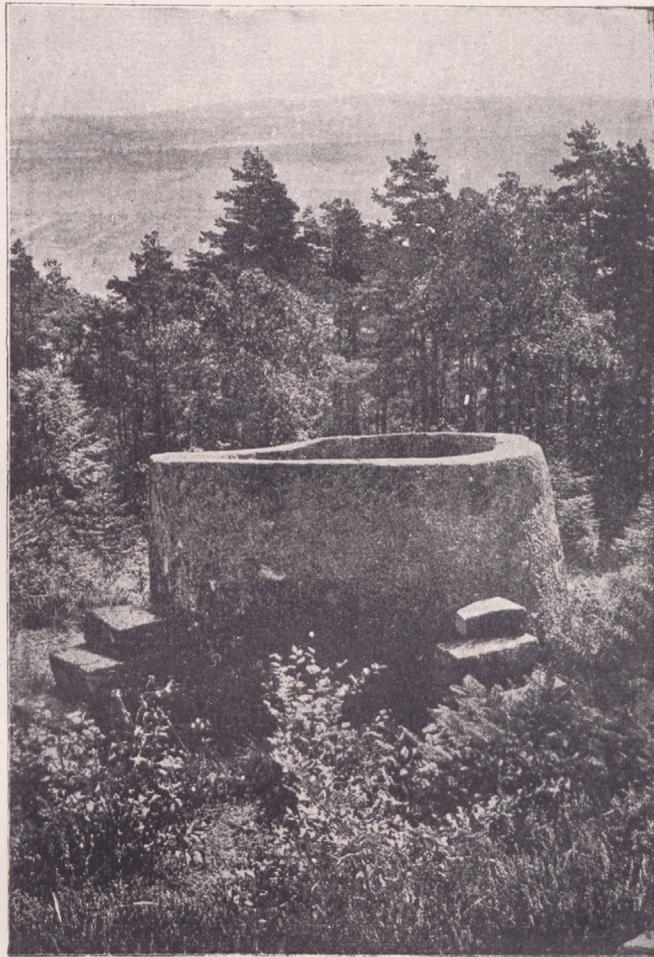
geist zeigt sich oft den Leuten, ohne zu schaden. Er soll der Geist eines ungerechten Richters sein, der hier oben begraben wurde und keine Ruhe fand.

Ein schmaler Zickzackpfad führte hinauf zum Felsplateau, wo wir uns niederliessen, um auszuruhen. Unser Blick schweifte weit über die Berge hinüber zur lachenden Rheinebene. Die Zeit verging wie im Fluge. Wir mussten aufbrechen, um dem Endziel unserer Wanderung zuzustreben. Nach kurzem Aufstieg traten wir auf die Lichtung des Brotschberges, dessen Gipfel von einem steinernen Aussichtsturm gekrönt ist. Die auf der Vogesenkarte eingezeichnete Schutzhütte wurde vor einigen Jahren von unvorsichtigen Ausflüglern, welche in der Hütte ein Feuer anlegten, in Brand gesteckt und seitdem nicht mehr aufgebaut. Wir bestiegen den 18 Meter hohen Aussichtsturm, nachdem wir unsere Rucksäcke unten auf der Matte zurückgelassen hatten. Weit reichte der Blick dort oben. Zu Füssen ragten die Türme der Ruinen Geroldseck aus dem Wäldermeere empor. Im Vordergrund leuchteten im Glanz der Sonne die mächtigen Sand-



Phot. E. Schwab

Brotschturm

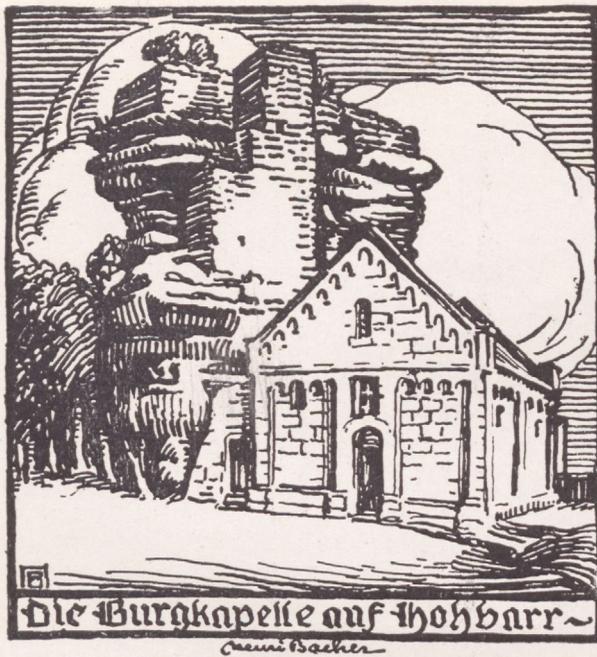


Steinbütte am Brotschberg

steinfelsen auf, welche die Ruinen von Hohbarr tragen. In der Ferne konnten wir die Ruine Lichtenberg und den Grossen Wintersberg erkennen. Ein letztes Mal grüsste die Dagsburg zu uns herüber und links daneben der Schneeberg.

Nun setzte ein leichter Wind ein und brachte uns angenehme Kühlung, als wir unsere Warte verliessen und abwärts zum Hexentisch wanderten. Bald war auch die Ruine Klein Geroldseck erreicht. Es sind nur noch wenige Trümmer von der alten Burg erhalten, die zum Schutze der Abtei Maursmünster erbaut wurde. In Steinwurfweite liegt die Ruine Gross Geroldseck, von der noch umfangreiche Reste erhalten sind. Besonders mächtig ragt der Turm mit seinen 2,8 Meter dicken Mauern in die Höhe.

Wir stiegen hinunter zur Strasse, die zur Ruine Hohbarr führt, und folgten derselben kurze Zeit. Diese Strasse wurde im vergangenen Jahre derart verbreitert, dass nunmehr zwei der grossen Autocars bequem nebeneinander vorbeie-



fahren können. Hier lenkt die Ruine eines alten, optischen Telegraphen, der einst Paris mit Strassburg verband, die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich. Es sind nur noch ganz geringe Reste von dieser drahtlosen Telegraphiestation vorhanden. Während wir von dieser merkwürdigen Fernverbindung erzählten, waren wir am Burgtor der Ruine Hohbarr angelangt. Hier sind die Mauern und Felsen von der Stadt Zabern mit Beihilfe des Vogesenklubs durch bequeme Trep-

pen zugänglich gemacht worden. In den letzten Jahren erst wurde die hölzerne Teufelsbrücke, die den Burgfelsen mit dem frei dastehenden Markstein verbindet, durch eine moderne Brücke aus Eisenbeton ersetzt. Von den Burgfelsen erblickt man einen grossen Teil des Elsasses mit unzähligen Dörfern und Städten. Die Burg wird nicht mit Unrecht das «Auge des Elsasses» genannt. Auf Hohbarr gründete im Jahre 1586 Bischof Johann von Manderscheidt die Horn-Brüderschaft. Wer in dem Orden Aufnahme finden wollte, musste der Sage nach ein Horn voll Wein in einem Zuge ausleeren. Dem Herrn von Bassompierre soll es dabei sehr schlecht ergangen sein, denn bei der Aufnahme setzte ihm der Wein derart zu, dass er fünf Tage in Zabern krank lag und zwei Jahre keinen Wein riechen, geschweige denn trinken konnte. Später soll es ihm jedoch gelungen sein, die Probe zu bestehen und als Mitglied in die Brüderschaft aufgenommen zu werden. Die in unmittelbarer Nähe der Stadt Zabern gelegene Ruine lockt an Sonntagen ausser Touristen auch Bewohner von Zabern hinauf. Das im elsässischen Stile gehaltene Gasthaus im Burghofe lädt zu erfrischender Einkehr ein. Unangenehm fällt auf, dass ein Malermeister von Zabern dort oben an Felswänden und Mauerresten Reklame für sein Geschäft macht.

Die Sonne verschwand soeben hinter den Bergen, und ein prächtiges Abendrot leuchtete am Himmel auf, als wir nach Zabern abwärts schritten in dem Bewusstsein, zwei schöne Tage in den Vogesen verlebt zu haben.

Weisse Rosen

Weisse Rosen leuchten aus den Büschen
Heller jetzt, da sich der Abend neigt.
Aus dem Tale schon die Lüfte frischen,
Und die blütenschwere Linde schweigt.

Alles senkt sich nun zu Traum und Sinnen :
Es erlasst das grelle Tageslicht,
Auf dass wir das Bessere gewinnen,
Das aus unsrem Busen nächtlich bricht.

Diese Rosen wird ein Sturm vernichten,
Doch es bleibt ihr Bild im Herzen mein.
Alles geht. Die Welt wird nur im Dichten
Deiner Seele unvergänglich sein.

Weisse Rosen, ihre Schleier weben
In das Dunkel ein, das mich umgibt.
Weisse Rosen sich im Dämmer heben. . .
Sind es Schatten, die ich einst geliebt ?

Sind es Schemen abgeschied'ner Seelen,
Die so geisterhaften Lichts erglühn,
Die in unser Herz sich nächtlich stehlen
Und im Garten tags als Rosen blühn ?

Weisse Rosen leuchten aus den dunkeln
Gärten auf in übervoller Blust.
An dem Himmel tausend Sterne funkeln ;
Zahllos gehn Gedanken durch die Brust.

Georges Boesch

Frühlingsfahrt nach dem Sommerhof

Erzählt von G. Meyer

(Schluss)

Heftiger Widerspruch folgte dieser Herausforderung, und aus dem Gewirr der Reden klang eine Stimme heraus: «Was, wir sollen schreckliche Menschen sein? Sonst heisst es immer, wir Mädchen wären liebe Dinger, wert, dass man uns von Herzen gerne hat.» Hedwig Mall wendete sich an Lisa mit spitzen Worten: «Du hattest bis jetzt immer den Mund weit offen. Sagst du nichts zu der Beleidigung, die uns zugefügt worden ist? Was haben wir Schreckliches begangen, dass man uns so titulierte?»

Johanna merkte, dass wieder ein Streit ausbrechen könnte. Das suchte sie wieder zu verhindern, trat zu der Führerin und sprach sie mit herzlichen Worten an: «Ach Fräulein, seien Sie uns nicht böse! Wir sind ja alle junge Menschenkinder und lieben sehr ein laut und lustiges Treiben. Bedenken Sie, dass einer gesagt hat, der als Grosser auf dem Gebiete der Erziehung gilt: «Die Heiterkeit, das ist der sonnige Himmel, unter dem alles wohl gedeiht, nur nicht das Gift.»

Alle Mädchen äusserten lebhaftige Zustimmung. Die Führerin wurde nachdenklich und sagte nach einigem Zögern: «Wenn das, was Johanna gesagt hat, die Gesinnung von euch allen ist, dann ist es mir recht, dann will ich jeder Freude Raum gewähren.» Die erbosten Mienen hellten sich auf. Im Ueberschwang der Freude fassten sich alle an den Händen und drehten sich im Reigen, während Fräulein Fröhlich abseits stand. In ihren Mienen spiegelte sich der Kampf wieder, der sich in ihrem Innern abspielte zwischen Zustimmung und Ablehnung. Bald darauf war sie aus dem Saale verschwunden.

Die Führung beim Tanze hatte die Liselotte. Ihre sehnigen Glieder und die überaus gewandten Bewegungen verrieten wohl, dass sie aus ritterlichem Geschlechte war. Nach Schluss des Reigens hielt Marlene den Zeitpunkt wieder gekommen, nach Johannas Bräutigam zu fragen. Sie wandte sich an die Führerin: «Fräulein, wollen wir nicht der Johanna gratulieren?» — «Wozu?» — «Sie ist verlobt.» — «Mit wem?» — «Wir wissen's nicht, sie bleibt auf alle Fragen stumm. Auch die Lisa, die Karoline, die Barbara und die Jakobea wissen um das Geheimnis, doch bleibt auch ihr Mund geschlossen.»

Johanna fing wieder an, in ihrer freudigen Weise zu reden: «So was plaudert man nicht ohne weiteres aus. Erneut muss ich euch bitten, mir den Zeitpunkt zu überlassen, wann ich euch das Geheimnis offenbaren werde. Meine Freun-

dinnen im Schiltigheimer Gewande, stellt euch um mich her. Euch vor andern gilt, was ich jetzt erzähle.» Marlene Magnus, Barbara Cunzelmann, Susanna Hilgner, Jakobea Frühinsholz, Juliane Debus, Friederike Stahl und Marie Esther Jung bildeten um die Sprecherin einen Halbkreis, während die andern links sich aufstellten. Lisa nahm wieder das Wort: «Ihr seid ja gar nicht alle Schiltigheimerinnen, die meisten fehlen noch.» Die Führerin bemerkte besänftigend: «Sie werden wohl Ursache haben zu ihrem sonderbaren Verhalten und uns das noch erklären.»

Johanna fuhr fort: «Nun hört! Im Schlüssel Hägele zu Schiltigheim-Adelshofen, des Herrn Dr. Feltzen Haus, lebten vor mehr als 150 Jahren zwei fromme Mädchen mit einer Gänseschar von 30 Stück, ein wenig mehr als wir heut Mädchen sind. Unter jener Schar befand sich ein schönes Tier mit schneeweissem Gefieder und einem Schwanenhals, so ging es geschmückt und stolz auf dem Hof umher. Ein Wegbrunnen stand nicht weit vom Hause unter schattigen Lindenbäumen. So schlau, wie nun einmal die Gänse sind, schlich eines Tages die ganze Schar unbemerkt zum Tor hinaus, in einem Weizenstück zu schnabulieren und sich dann im Dorfgraben zu baden. Als der Bannwart kam, den sie von früheren Freveltaten her wohl kannten, erhoben sich alle in die Lüfte, den Weg zurück in den Hof zu nehmen. Die weisse Gans nahm jedoch ihren Flug zu kurz und stiess mit dem Schnabel an den Brunnenstein, dass sich das weisse Kleid mit rotem Blute färbte. Das jüngere der Mädchen, Magdalene, kam hinzu und weinte sehr, weil ihrem Liebbling solches Leid geschah. Da kam ein Jüngling rasch des Wegs gegangen, nahm sein Tuch und trocknete die Tränen, die auf des guten Mädchens Wangen standen. An ihrer Liebe zu dem armen Tier erkannte der junge Mann des Mädchens treues Herz und hat es zu der Seinen dann erkoren. Wie wunderbar sich oft die Menschen finden. So auch bei mir und meinem Bräutigam. Ein Brunnlein rauscht dort oben an den Bergen, dort ist der Ort, wo mich der Meine fand. Nicht weit davon ist eine sonnige Halde, die von altersher einen schönen Namen trägt. Dort wird heute Nachmittag ein Schauspiel gegeben: «Verlobung im Rebland». Dort werdet ihr mich als Braut neben meinem Bräutigam sehen.»

Grosser Jubel folgte dieser Ankündigung. Mehrere riefen einander zu: «Verlobung im Rebland! Verlobung im Rebland? — Gibt es denn im Steintal ein Rebland?»

«Es war einmal», gab Johanna zur Antwort. Das gefiel besonders den Kleinmädchen, und Berta Hug, ihre Sprecherin, meinte: «Habt ihr's gehört? Es war einmal. Im Märchenland befinden wir uns, wenn wir heute Nachmittag ins Steintal kommen. Doch Märchen werden uns dort nicht erzählt, wir werden sie erleben.» «Jawohl, erleben!» So lautete die freudige Zustimmung der andern.

Die Zeit rückte vor, die Leiterin schaute auf die Uhr: «Nun lasst mich prüfen, wer alles da ist und wer noch fehlt. Wer aufgerufen wird, antwortet mit einer Losung, die es sich gewählt hat.» Sie zog die Anwesenheitsliste hervor. Der erste Name war Johanna Lauth. Sie antwortete: «Du heimatliches Tal, wie wird mir so wohl und wehe, dass ich dich nun einmal, ersehntes, wiedersehe!» Ihre Freundinnen merkten wohl, wie es gemeint war. Lisa Böckler sprach mit besonderer Wärme:

«Und wie mit zärtlichem Erbarmen
die Mutter das verirrte Kind,
so ziehst auch du mit starken Armen
mich an den Busen sanft und lind.»

Die Führerin nickte ihr freundlich zu. Und so ging es weiter von Name zu Name. Es war erstaunlich, was sie alles zum Lobe der Heimat zu sagen wussten. Beim Aufruf der Namen Salome und Anna Gramlich blieb die Antwort aus. Sie hatten sich beschämt entfernt, doch trieb sie die Neugierde wieder zurück, sie standen versteckt hinter der Tür. Als letztes sprach Sabina Mehl: «Verächtlich ist der Stolz des einzelnen, doch herrlich wie die Heimat selbst ist der Stolz auf sie.»

«Gretel Lantz. . . Anna Maria Steinbach. . . Apollonia Riff. . . Magdalene Schladenhaufen. . .» Die Antworten blieben aus. Mehrere spähten nach dem Eingang: «Dort kommen sie im Laufschrift angezogen!» Andere riefen ihnen zu: «Hopp, hopp, ihr Petze und ihr Spatzeschüttler!» (Spitznamen für die Schiltigheimer und Bischheimer) «Hier kommen noch die Hönheimer Schneegäns!» So sprachen zwei weitere Mädchen beim Eintritt, Frieda Zimmer und Salome Schneider. Auch sie wurden nach ihrer Losung gefragt und antworteten nacheinander: «Unsere Losung heisst Oberlin. . . Ja, Oberlin, der einst als frommer Knabe im Sommerhaus zu Schiltigheim gelebt, im trauten Landheim seiner Ahnen. . . Dem Landheim, dem auch seine Frau entsprossen, die zu ihm ins Steintal zog. . . Dies Landheim sei uns Vorbild, wie auch wir in unserm Bergheim oben leben sollen. . . in Lieb und Glauben, unserm Gott getreu.»

Als nun so die ganze Schar versammelt war, ergriff die Führerin wieder das Wort: «Susanna Hilgner hat mich gebeten, noch einige Worte

sagen zu dürfen.» Sie begann: «Mein Ahne kam einst von Kirchberg an der Jagst nach Schiltigheim, wo er einen alten, schönen Hof erwarb, und eine Schiltigheimerin wurde meine Ahnfrau, eine Magnus. Ihr zu Ehren trage ich heute dieses Kleid.» Und Johanna darauf: «Mein Ahne kam aus einem Dorf bei Heilbronn nach Wörth. Von dort verbreitete sich das Geschlecht über Langensulzbach nach Strassburg, Hangenbieten, Waltenheim, Obermodern und weit und weiter hinaus bis in fremdes Land, und eine Magnus aus Schiltigheim ist auch eine meiner Ahnfrauen.» Barbara Cunzelmann sagte darauf mit Stolz: «Und ich trage den Namen von Oberlins Schiltigheimer Ahnfrau.»

Die Führerin antwortete darauf: «So, nun wissen wir, was einige unserer Strassburgerinnen bewogen hat, die Schiltigheimer Farben zu tragen. Sie wollten dadurch auch zum Ausdruck bringen, dass die Bevölkerung beider Orte, wenigstens in alter Zeit, eines Blutes war, eine Brüderschaft, der Freund stets dem Freund in Treue ergeben. Es freut mich, dass ihr von solch wichtigen Dingen zu reden wisst, und ich bin sicher, dass wir noch manches erfahren werden.»

«Jawohl», antwortete darauf Karoline Wiedemann, «darum möchte auch ich noch einige Worte hinzufügen. Mein Geschlecht stammt aus Rappoltsweiler, und in Strassburg war mein Ahne hessen-hanauischer Rat und Amtsschaffner. Von seinen Nachkommen leben noch drüben in Herrnhut in Sachsen und in Strassburg und sind verwandt mit den Röderer (Rüderer, Ruderer) aus Nördlingen im Ries. Es freut mich, dass auch im Steintal Wiedemann anzutreffen sind, wenn auch nicht Menschen meines Geschlechts, verbunden mit der Lehrersfamilie Claude, hugenottischer Abstammung.» Christine Roser bemerkte dazu: «Meine Familie stammt aus dem Westrich, einem Teil des Kreises Zabern. Auch dort mischte sich welsches mit deutschem Blute, und deutsche und welsche Namen tragen meine Ahnen.» «So ist es auch bei mir», fuhr nun Lucie Jäger-Lurot fort, «meine Ahnen väterlicherseits kamen aus Gundersblum in Hessen, und der erste Lurot kam als Metzgermeister aus Paris nach Bischweiler und wurde Mitglied der dortigen französisch-reformierten Gemeinde.» Die Führerin Alice Faust de Barry konnte Aehnliches von ihren Ahnen sagen.

Zuletzt sprachen noch Eva von Börsch und Sabina Mehl. Erstere hatte ihre Freundinnen um sich gruppiert, die Friedolsheim, Nessmann, Drenss, Federlin, Born, Triembach, Hohe, Hug, Schott und die Mädchen aus Schiltigheim, Bischheim und Hönheim. Sie redete davon, wie diese alten Geschlechter der Gartner und Bauern am Steintor und Schirmecker Tor und den Vororten



Phot. G. Meyer

Plaine

von jeher eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft bildeten, in deren Mitte das Geschlecht der Oberlin aufwuchs seit jenem Tage vor dreihundert Jahren, wo der erste Oberlin von Colmar nach Strassburg kam. Sabina Mehl sprach von einem Stammbaum ihrer Familie mit 157 000 Nummern, eine grosse Zahl von Menschen, die in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu einander standen und noch stehen, die Lauth, Pfeffinger, Mall, Böckler, Röderer, Börsch, Oberlin usw., eine lange, lange Reihe. «Wir alle hier», so schloss die Sprecherin, «bilden eine Gemeinschaft aus Blut und Boden. Das wollen wir uns doch stets vor Augen halten, damit das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Verbundenheit unter uns immer lebendig bleibe.» Die Führerin ergänzte: «Auch meine Familie gehört zu dieser grossen Gemeinschaft. Der erste Faust kaum 1595 als Bäckergehilfe aus Hammelburg an der Saale nach Strassburg.» Dann fuhr sie fort: «Ich danke allen, die eben zum Frieden und zur Einigkeit gemahnt haben. Der Geist der Zwietracht drohte uns zu entzweien. Doch wird noch alles gut werden. Freiheit, Frieden und Versöhnung umwehen uns dort in den Bergen, dem Ziele unserer Fahrt. Lasst nicht Gewohnheit unsre Amme sein, und das Gemeine bleibe fern von uns. Der Treueste von allen, die wir kennen, Oberlin, war auch kein Gewohnheitsmensch. Schon seine Eltern fanden sich in Schiltigheim auf ungewohnte Weise, wie uns Johanna eben erst erzählt. So wollen

wir, was wir im Herzen tragen, mitnehmen dort hinauf, um es alsdann viel reiner und geheiligt heimzubringen. Das sei für uns zugleich Entschluss und Tat.»

Während die Mädchen miteinander plauderten, erschienen Salome und Anna Gramlich wieder. Erstere meinte: «Wir wollen es wagen, es ist wohl nicht so schlimm. Mir ahnt, wir würden vieles doch versäumen, wenn wir nicht mit hinauf in den Sommerhof gingen. Und dann möchte ich den Bräutigam auch sehen, den die Johanna sich erkoren hat. Ich glaube, dass er im Steintal sie erwartet.» Anna stimmte zu, riet jedoch, es vorerst nicht zu zeigen, sie hätten sich wohl erneut dem Gespötte ausgesetzt. Sie riet, zum Bahnhof voranzugehen und sich dort der Schar erst wieder anzuschliessen. So verschwanden nun beide wieder unbemerkt.

Unter den Mädchen entstand eine grosse Unruhe. Einige zeigten auf die Uhr an der Wand, auf die ein Sonnenstrahl fiel. Die Leiterin sagte im Befehlston: «Die Scheidestunde naht, macht euch bereit!»

Das Gepäck wurde aufgenommen, alle ordneten sich zu Paaren, Leiterin und Banner mädchen vor der Mitte. Die Führerin deutete mit erhobener Hand nach Westen: «Auf jenem Berge ruht die Hand des Herrn, dort wollen das Panier wir froh aufrichten!»

Hierauf wurde das Banner entfaltet. Es war eine Trikolore in Rot-Weiss-Grün. Im weissen

Felde glänzte auf hellrotem Schilde ein goldenes Kreuz, Schild und Kreuz von einem Kranz aus Stechpalmen umgeben mit der Umschrift Friede, Eintracht, Freiheit, der Schiltigheimer Parole aus der Revolutionszeit. Die Mädchen merkten wohl, dass solche Worte gerade heute für sie passten; eine freudige Begeisterung füllte ihre Herzen, sie brachen in lauten Jubel aus. Johanna meinte, dass hier die Farben Strassburgs und von Schiltigheim zusammengestellt wären als Farben der teuern Heimat: Rot-Weiss-Grün.

«Dies schöne Banner wehe uns voran», so schloss die Führerin, «als ein Symbol der Einheit und der Treue, der Einheit, die sich zeigt in gleichem Streben, der Treue zu der Heimat und zu Gott.»

Darauf wurde das Abschiedslied angestimmt. Schubertweise: Das Wandern ist des Müllers Lust.

Karoline :

Wir ziehn zu deinen Toren aus,
o Strassburg.
Es winkt zum Scheiden Erwins Dom,
zur Seite rauschen Fluss und Strom,
o Strassburg.

Karoline und Elisabeth :

Die Berge nah'n von Stund zu Stund,
die Berge.
Wie wird das Herz so weit und warm,
sie nehmen uns in ihren Arm,
die Berge.

Zu den vorigen treten noch Eva und Liselotte :

Das Bergheim wird die Herberg nun,
das Bergheim.
Ein Brunnlein rauscht an Fels und Baum,
es ist uns ein vertrauter Raum,
das Bergheim.

Chor :

O Heimat, du bist schön und gross,
o Heimat.
Ob Strassburg dort, Vogesen hier,
das Herz glüht stets in Treue dir,
o Heimat.

Die Führerin und Johanna hatten das Mädchen mit dem Banner in die Mitte genommen. Sie winkten jedem Paar, das vorüberzog, freundlich zu und verliessen als letzte das Zimmer.

Es war eine fröhliche Fahrt den Bergen zu und das Breuschtal hinauf bis nach Fouday. Ein Wagen stand am Bahnhof bereit, das Gepäck aufzunehmen. Die Mädchen selbst stoben davon wie ein Taubenschwarm, Johanna mit ihren Freundinnen allen andern voraus. Sie wählten den Umweg durch Waldersbach die Oberlinallee hinauf zur Perhöhe. Sie wollten ihren neuen Genossinnen Susanna Hilgner und Lucie Jäger-Lurot die wundervolle Aussicht zeigen hinab ins

jenseitige Tal und hinüber zu den Höhen bei dem Struthof. Die waren zum erstenmal hier.

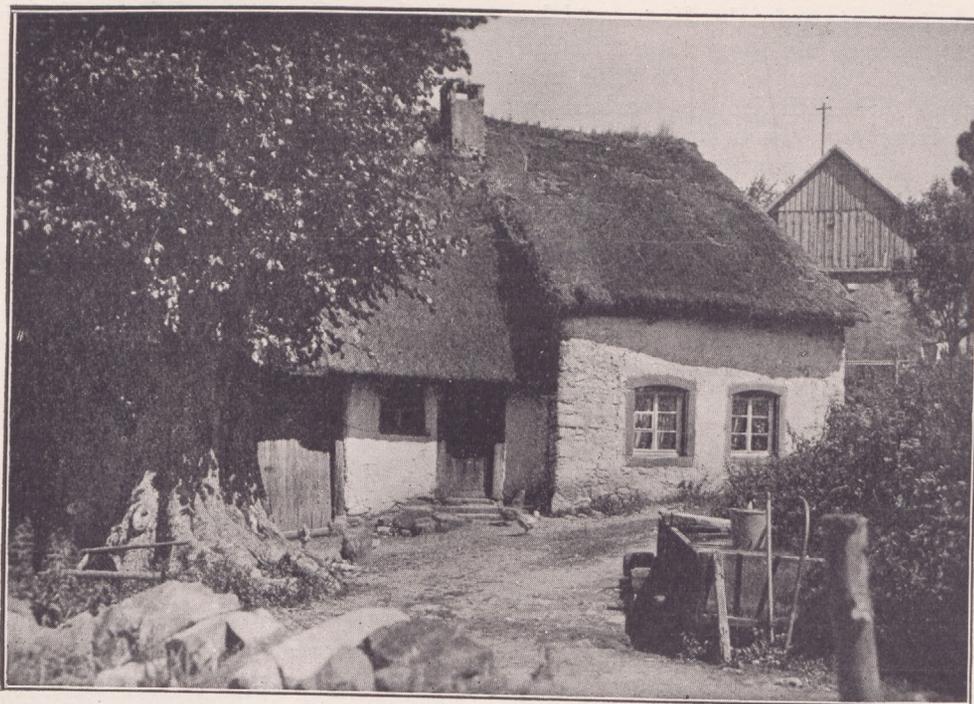
Eva von Börsch führte die zweite Schar am Kirchhof von Waldersbach unmittelbar den steilen Felsenweg hinauf. Sie kam als erste vor dem Sommerhof an und rief mit einem lauten Jauchzer: «Wer wird zuerst das Tal hinunter grüssen? Die Eva wird es sein.» Die andern liessen nicht lange auf sich warten und grüssten das Heim im fröhlichen Reigen. Der gelbe Ginster blühte am Hang weit hinaus. Ein Apfelbaum im Garten stand in voller Blüte, ein Weissdornstrauch oben am Weg stand in voller Klarheit. Es dauerte nicht lange, so kamen die von der Perhöhe herüber. Hinter dem Hochfeld ragte weisses Gewölk mit dunklem Hintergrund hoch in den Himmel hinauf, und fernes Donnerrollen schallte aus dem Rheintal herüber. Glockenklang durchzitterte die milde Frühlingsluft. Wie staunten Susanna und Lucie, sie gaben ihren Gefühlen beredten Ausdruck: «Schaut dort hinauf, wie reizend, wundervoll! Die Küh und Kälber ziehen ihre Pfade am Haus vorbei der grünen Weide zu. Ihr habt uns von diesem Heim so viel erzählt und von des Steintals wunderbarem Leben. Doch was ich Rühmens viel von euch gehört, wird von dem Augenschein weit übertroffen.»

Von Belmont herüber führte am Berghang entlang ein breiter Weg. Da erschien die Führerin mit den letzten der Mädchen. Sie wurden mit lauten Jubelrufen begrüsst. Als sie bei der Schar eintrafen, hiess es: «Habt ihr euch alle glücklich hergefunden?» Johanna gab die Antwort: «Jawohl, keines blieb im Weg zurück, und jedes trägt sein fröhlich Herz bei sich mit Ausnahme von den beiden dort, die uns nachgeschlichen kommen, die Salome und Anna Gramlich.» Johanna nahm die beiden freundlich an die Hand und führte sie herbei: «Habt ihr euch immer nicht zurecht gefunden? Bedenket doch, hier ist der Bastberg nicht, wo nächtlich Hexen und Gespenster hausen zusammen mit den alten Heidengöttern. Hier wird die Kreuzesfahne aufgepflanzt, vor der die bösen Geister weichen müssen. Wenn jemals Wodans Heer mit Toben und mit Lärmen durch die Wälder zieht, dann sind es wir, die lustige Mädchenschar. Drum sag ich euch wie dort bei unserer Abfahrt: Ermant euch und lasst das trübe Wesen!»

Hierauf nahmen sie die beiden in die Mitte, und der ganze Chor sang :

Mädchen, träum' und traure nicht,
Sonne sei dein Angesicht!
Sing und springe überall
wie der Bach am Wasserfall!

Sonnenglanz und Wetternacht
nimm, wie es dir zuggedacht!



Phot. G. Meyer

Strohdachhaus in Bellefosse

Sing und springe überall
wie der Bach am Wasserfall!

Gott ist bei dir jeden Tag,
komme, was da kommen mag.
Sing und springe überall
wie der Bach am Wasserfall!

Salome rang heftig mit sich und stiess dann laut hervor: «Jawohl, wir wollen es tun. Die Trauergeister, wir scheuchen sie hinweg, weit weg von uns.» Und Anna sprach sehr bewegt: «Verzeiht, ihr Schwestern, wenn wir euch betrübt haben! Gott helfe uns zur rechten Fröhlichkeit. Wir werden sie wohl finden hier in seiner Nähe, hier wo das Brünnelein rauscht und das Bächlein sich über Felsen stürzt hinab ins Tal.»

Das Haus war von einer Knabenschar besetzt. Sie kamen nun alle heraus, die Ankommenden zu begrüßen. Die Führerin sprach sie an: «Ihr wäret gerne länger noch geblieben?» «Jawohl», war die Antwort, «doch müssen wir den Mädchen weichen. Als böse Geister sind sie uns erschienen, die uns vertreiben von dem schönen Ort.» Das war nun ein bisschen stark für die Damen. Sie entrüsteten sich sehr, doch gebot die Führerin Ruhe und fuhr fort: «Habt ihr im Haus auch aufgeräumt und alles in guter Ordnung?» «Jawohl!» riefen alle. Bald war die Heiterkeit wieder da, und alle Bitterkeit vergessen. Die Lautenschläger holten ihre Instrumente und

spielten den Einzugsmarsch, paarweise zogen sie alle vor das Haus, wo das Banner der Knaben niederging und das der Mädchen hochgezogen wurde, mit demselben Jubel begrüsst wie beim Abschied in Strassburg.

Sie sassen noch alle beim fröhlichen Mahle, als von allen Seiten Jubel und Gesang ertönte. Die Gäste kamen zahlreich herbei. Eisenbahn und Autobus hatten sie herangeführt, und sie versammelten sich auf dem Festplatz im Rebland, wo eine Hütte errichtet war zum Umkleiden für die Schauspieler. Die Erwartung war aufs Höchste gestiegen. «Verlobung im Rebland, die Johanna wird auftreten neben ihrem Bräutigam.» Das flüsterte eins dem andern wieder zu.

Eine Stunde dauerte es noch, da begann die Vorstellung. Johann Heinrich Lantz, der schon mehrfach genannte Herr aus Schiltigheim, Gretels Bruder, trat auf als junger Pfarrer des Steintales Johann Friedrich Oberlin. Lauter Beifall seitens der muntern Schar begrüsst den Schauspieler, ehe er nur ein Wort zu sprechen begann. Nun war Marlene Magnus befriedigt, der Schleier des Geheimnisses war gelüftet. Die grösseren der Knaben stellten Steintäler Bauern dar, Risser, Morel, Baneau und den Mineur Claude, einer spielte den Jäger Link vom Wald am Wacken, der gekommen war, das Steintal für den Banquier Johannes von Dietrich aus Strassburg in Augenschein zu nehmen, der zur Freude der Steintäler als neuer Lehnsherr angekündigt

wurde. Liselotte trat auf als Hirtenmädchen Agnes Haag, verlobt mit dem Jägerburschen Ulrich Yendt aus Waldersbach. Die Lisa hatte die Rolle einer Elisabeth Roppe, verlobt mit einem Zuwanderer aus der Schweiz, Johannes Stauffer. Barbara Cunzelmann sah man als Barbara Valentin als Braut neben Jakob Sturzenecker, der von Salm herüber kam, aber aus Herisau, Kanton Appenzell in der Schweiz, stammte. Jakobea Frühinholz ging als Frau Hertzog, geb. Becker, mit ihrem Manne an einem Kartoffelacker vorüber. Es gesellte sich zu ihnen Samuel Banzet, der Förster von Belmont. Alice, die Führerin, erschien als Witwe Catherine Morel, Karoline Wiedemann kam als Elisabeth Grosshens mit andern Mädchen von Rothau herauf, sie sangen im Vorbeigehen: «Ein getreues Herze wissen, ist des Lebens höchster Preis.» Gretel Lantz stellte Oberlins Schwester dar, neben ihr ging Fräulein Fröhlich als Tante Fröhlich, die Oberlins Nachkousine Magdalena Witter zur Erholung nach langer Krankheit ins Steintal gebracht hatte. Schauspieler und Schauspielerinnen sprachen von den andern Bewohnern des Tales, die nicht da waren, von Menschen der Gegenwart und Vergangenheit, von Johann Georg von Veldenz, dem pfälzisch-deutschen Fürsten, und dem Herrn von Dietrich aus lothringisch-hugenottischem Geschlechte. Alle Zuhörer gewannen dasselbe Bild, wie es sich überall in der elsässischen Heimat bietet, wo Menschen zusammengekommen sind so verschiedenen Blutes aus den heimischen Gauen und allen Ländern rings umher. Die Mädchen natürlich schenkten Johannas Auftreten als Magdalena Witter die grösste Aufmerksamkeit. Sie stellte

mit ihrem Bräutigam Johann Heinrich Lantz in würdiger Weise Oberlins Verlobungsszene dar. Es machte auf alle Zuhörer den tiefsten Eindruck, wie sie von gegenseitiger Liebe sprachen und darüber hinaus von der Liebe zu Volk und Heimat und Gott dem Höchsten, der alle Menschen-schicksale lenkt.

Nach Schluss der Vorstellung wurde Johannas Verlobung öffentlich verkündigt, und das Brautpaar empfing von allen Seiten die herzlichsten Glückwünsche. Auch Fräulein Fröhlich trat herzu, auch sie hatte beim Spiel ihr Bestes gegeben, keine feindseligen Blicke richteten sich mehr auf sie. «Meine Lieben», so redete sie die Mädchen an, «ihr habt mich als Tante Fröhlich im Spiele gesehen, lasst mich von heute an auch als die Tante Fröhlich bei euch gelten.» Da war die Freude gross. Wie die Kinder, die nach langer Abwesenheit ihre Mutter wiedersehen, so drängten sich alle um sie.

Die Gäste zerstreuten sich, die Knaben geleiteten die Mädchen zum Hause zurück. Der Abend kam und mit ihm für erstere die Abschiedsstunde. Ein grosser Reisighaufen wurde aufgeschichtet und angezündet. Hoch loderten die Flammen auf und leuchteten den Scheidenden auf ihrem Weg ins Tal. Die Mädchen tanzten den Feuerreigen, und als die Glut verloschen war, ertönten ihre Stimmen ein letztes Mal:

Guten Abend, gute Nacht,
mit Rosen bedacht,
mit Näglein besteckt,
schlupf unter die Deck!
Morgen früh, wenn Gott will,
wirst du wieder geweckt.

Lange Tage schleppt' ich meinen Kummer . . .

Lange Tage schleppt' ich meinen Kummer,
Und es wollte nimmer mir Vergessen blühen.
Immer wühlt' in mir ein Schmerz, ein stummer,
Und ich ging als wie im Traum dahin.

Nur die Hoffnung stützte meinen Schatten,
Wies den Stern mir, der das Dunkel hellt.
Wenn die Tage auch ein Ende hatten,
War es schlimmer mit der Nacht bestellt.

Denn dann fühlt' ich erst, was ich verloren,
Ohne dass ich's je besessen hab'.
Ach, ich hab das Glück heraufbeschworen,
Das zugleich mir Ende war und Grab.

Denn ich sah dich durch die Träume wandeln,
Die des Lebens Sinn mir erst enthüllt,
Und, in dir erneut, mein Sein und Handeln
Neue Lebensformen wunderbar erfüllt.

Georges Boesch

||||| Ausschau |||||

Gedächtnisausstellung Henri Bacher

Es war ein frommes und auch ein würdiges Beginnen, den Frühverschiedenen durch eine Gedächtnisausstellung zu ehren. Ehe noch die Erde den Leib wieder ganz zurückgenommen hatte, sollten die vielen Blätter als noch aus der warmen Hand des Lebenden kommend der Menge der bekannten und unbekanntem Verehrer zum letzten Male dargeboten werden. Ohne zu säumen, waren Freunde des Künstlers darangegangen, das Lebenswerk Henri Bachers in gedrängter Fülle aufzuzeigen. Die Ausstellung bezeugte vor der Öffentlichkeit die Liebe und die Wertschätzung, die dem Menschen Henri Bacher in der Stille entgegengebracht worden waren. Wer den Fuss wieder über die Schwelle des Säulensaales setzte, bekam die Trauer und die Wehmat zu spüren, die jene Freunde ergriffen hatte. Wie eine Beschwörung musste es jeden Kunstfreund packen: Vergesst diesen Mann nicht, tragt ihn in eurem Herzen, diesen guten Sohn der Heimat, ihn, der für unser Land mehr geleistet hat als all die lauten Marktschreier und Wichtigtuere, die bei uns Bühne und Proszenium beherrschen. Wesentlich Neues konnte die Ausstellung nicht bringen, denn die Wirksamkeit Bachers ruht auf einer viel breiteren Basis, als es der knappe Raum eines Ausstellungslokales erahnen lässt. Die Kunst Henri Bachers hatte ja im Volksbewusstsein Wurzel gefasst. Wer konnte sich denn eine ernsthafte Veranstaltung denken, ohne dass Bacher nicht eine Zierleiste oder ein allegorisches Bild dazu geschaffen hätte! Zu einer Selbstverständlichkeit war es geworden, dass der Buchschmuck unserer wichtigsten Heimatliteratur von Henri Bacher stammte. Wer kann und darf die Nachfolgerschaft übernehmen? Was war es denn, das dem Künstler diesen Erfolg verschaffte? Im Grunde war es nicht das rein Aesthetische, noch war es die glückliche Motivwahl — wir haben raffiniertere Aestheten, und «Heimat» bedeutet hierzulande künstlerische Konjunktur seit Jahrzehnten. Eines hatte aber Henri Bacher erfasst: die Symbolsprache der Religion, des Christentums, des Tiefsten, was immer das Abendland besass und immer besitzen wird. Diese Symbolsprache hatte er ins Volkstümliche, Naturnahe, Heimatlich-Landschaftliche übersetzt — eine künstlerische Leistung, deren sich keiner sonst rühmen könnte. Die anima naturaliter christiana spricht aus jedem Blatt. Der künstlerische Solipsismus unserer Zeit bedeutete für Bacher nichts anderes als nacktes Heiden-

tum. Der alte Satz bewahrheitet sich doch immer wieder: Jede gültige Kunst muss eingegliedert sein in eine grosse Theologie oder Philosophie. Bacher kam es nicht darauf an, durch Virtuosität zu bestechen, seine Meisterschaft beruhte auf der richtigen Gegenübersetzung von Schwarz und Weiss. Hier kommt die ganze Milde und Güte der frommen Seele zum Ausdruck. So einfach, so selbstverständlich die Arbeiten Bachers wirken, hervorbringen konnte sie nur einer, der mit dem feinsten Gleichgewichtsempfinden begabt war. Wie leichtgewichtige Elemente sind doch Schwarz und Weiss, Hell und Dunkel, Licht und Schatten — wie Wind und Welle, und wie sinnschwer als Tag und Nacht: es entschied darüber nicht der Artist, der Jongleur, sondern das reine Herz, wie die graphischen Werte verteilt sein müssten. Seine Meisterschaft hat Henri Bacher gleichsam versteckt. Aus Demut, aus Keuschheit. In einem Spiel von Wolke und Sonne. Motiv und Technik scheinen in dieser Beziehung nur äusserliche Beigaben, wengleich beides durch Leichtfasslichkeit und Allgemeingültigkeit den Zugang zu Bachers Werk frei macht. Wahrscheinlich hatte der Künstler einen ganz bestimmten Grund, weshalb Formensprachen, Bildinhalt und geistiger Gehalt dem Allgemeinempfinden entsprechen müssen. Wer zu allen Menschen sprechen will, besonders zu den Armen in der Kunst, darf nicht durch Virtuosität verblüffen, durch Seltsamkeit und Ueberfeinerung abschrecken. Die Zutraulichkeit ist dahin, wenn grosse Gesten und andere Uebertriebenheiten den arglosen Kunstliebhaber von vornherein über den Haufen werfen wollen. Henri Bacher besass da ein ausgeprägtes Taktgefühl. Weil er ja den Kontakt mit dem Nichtkünstler herstellen wollte, musste er jenes «Kommet her zu mir» in der kleinsten wie in der grössten Arbeit mitschwingen lassen. Ein feiner Zug Henri Bachers. Dennoch, Bacher wäre nicht der echte Christ und der echte Künstler gewesen, wenn er nicht das Gegenprinzip — religiös-theologisch gesehen — und den künstlerischen Antipoden gekannt hätte: Hanns Baldung. Der Holzschnitt wies eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem römischen Selbstporträt auf. Was zog den einen H. B. zum anderen H. B. — zu dem dämonischen Grien oder Grün, wie er geheissen haben mag? So vieles bleibt uns am Menschen rätselhaft.

R. Schn.

Vogesen-Wanderungen

Nachstehende Wanderung führt uns in eine prächtige Gegend welche noch nicht vom Touristenstrom überflutet wird. Schon allein aus diesem Grunde kann diese Wanderung auf das beste empfohlen werden.

Kruth — Wildenstein — Col de Bramont — Col de la Vierge — Croix Louis — Colet Mansuy — Haut du Brabant — Cornimont — Ermitage du Frère Joseph — Le Collet — Col du Page — Feigne de Minon Drumont — Felleringen.

1. Tag.

a) Kruth — Wildenstein. 1 1/4 Std.

Wer die 6 Kilometer Strassenwanderung nach Wildenstein vermeiden will, hat Gelegenheit das Postauto zu benutzen, welches zu gewissen Zeiten (über die man sich vorher erkundigen muss) die Post an den Zügen in Kruth abholt.

b) Wildenstein — Col de Bramont. 1 Std.

Markierung: rot-weiss-rot

Bei den letzten Häusern von Wildenstein Fahrweg

rechts und bald bei einer Fabrik links Pfad über Matten aufwärts. Nach 15 Min. Fahrweg kreuzen. Nach weiteren 15 Min. wieder einen Fahrweg kreuzen. In 30 Min. am Col de Bramont. Schutzhütte.

c) Col de Bramont — Cornimont. 2 $\frac{3}{4}$ Std.

Hier Fahrweg links aufwärts. Wegweiser: Chemin Béry. In 25 Min. am Col de la Vierge. Hier halb-links auf der Höhe fort. (Links blau-weiss-blau zur Grossen Winterung, Grand Ventron, rechts abwärts zum Lac des Corbeaux). Nach 20 Min. an einer Quelle vorbei. In 5 Min. beim Croix St. Louis dem Fahrweg rechts folgen. In 15 Min. am Collet Mansuy. Dem Fahrweg weiter folgen. (Rechts zum Lac des Corbeaux). Nach 5 Min. aus dem Walde und nun über Felder und Matten abwärts, an der Ferme Chauderie vorbei. Einige Schritte weiter bei Wegeteilung links abwärts. Schöner Blick auf Cornimont. In 25 Min. im Bergsattel Haut du Brabant. Kapelle. In der Nähe Wirtschaft. Bei der Kapelle dem Wegs links abwärts folgen. Berg zur rechten. Nach 5 Min. bei Wegeteilung rechts. Bald bei einer Ferme Karrenweg links abwärts. Nach weiteren 10 Min. bei Teilung rechts an einem Restaurant vorbei und der Talstrasse rechts folgen. In -5 Min. bei den ersten Häusern von Cornimont. Nach 5 Min. bei der Kirche links durch den langgestreckten Ort in 10 Min. zum Bahnhof Cornimont.

d) Cornimont — Ermitage du Frère Joseph. 2 Std.

Vom Bahnhof rechts, dann bei der Strassenteilung wieder rechts. Nach 5 Min. beim Schulhaus Strasse links aufwärts. Wegweiser: Traverse de Ventron. Bald bei Strassenteilung links oberhalb der Talstrasse entlang. Beim letzten Haus bei Teilung Karrenweg rechts aufwärts. Bald wieder auf die verlassene Strasse deren Schleife man gekürzt hat, und nun derselben rechts ständig folgen. Nach 20. Min. bei Teilung rechts. Bei nochmaliger Strassenteilung rechts weiter. Nach 15 Min. beim Restaurant du Pont der Talstrasse links aufwärts folgen. Nach 7 Min. bei einem einzeln stehenden Haus rechts abwärts und dann rechts über den Ventronbach. Bei Teilung links aufwärts. Wegweiser: Frère Joseph. Nach 5 Min. bei einem alleinstehenden Haus links aufwärts. Nach weiteren 5 Min. Strasse kreuzen. Nach 5 Min. bei Pfadteilung rechts aufwärts in den Wald. Nach 10 Minuten erreicht man einen Fahrweg, welchem man links folgt. Nach 7 Min. Pfad rechts aufwärts. Nach 4 Min. Pfad kreuzen. Nach 20 Min. am eingetrockneten Weiher «Les Buttes». Hier links Pfad aufwärts an der Kapelle Frère Joseph vorbei in 5 Min. am Restaurant de l'Ermitage du Frère Joseph.

Das Restaurant «Ermitage» erhebt sich auf einem Bergrücken, welcher die Ortschaft Ventron beherrscht. In der Nähe befindet sich die Kapelle, in welcher der ehrwürdige Bruder Joseph 33 Jahre seines beschaulichen Lebens verbrachte. Mitten in prächtigen Wäldern

gelegen, ist das Restaurant der erträumte Platz, um seine Ferien zu verbringen. Das Restaurant ist sehr einfach, aber bietet dem Fremden allen modernen Komfort, wie: fließendes kaltes und warmes Wasser, Elektrizität und Dampfheizung. Die Kost ist bürgerlich und nahrhaft. Die Preise sind mässig gehalten.

2. Tag:

a) Ermitage du Frère Joseph — Drumont. 2 Std.

Beim Restaurant links an der Kegelbahn entlang und bald dem Fahrweg rechts aufwärts folgen. Nach 8 Min. links zum Hochfelsen (Haute Roche). Prächtiger Aussichtspunkt. Es bleibt hervorzuheben, dass das eiserne Geländer, welches als Schutz auf dem Felsen angebracht ist, von dem Besitzer des Hotels zur «Ermitage», M. Leduc, persönlich dort befestigt wurde. Der Fahrweg geht zuletzt in einen Pfad über. Nach 10 Min. bei einer Bank schöne Aussicht. Pfad und Bank sind das Werk von Monsieur Leduc. Nach 3 Min. Pfad kreuzen. In 15 Min. im Col «Le Collet». (Höhe 990 Meter). Hier links dem Pfad auf der Höhe folgen. Markierung: grüne Scheibe. (Rechts nach Forgutte und St. Joseph). In 15 Min. im Col du Page. Schutzhütte. (Links führt «gelbe Raute» zum Col du Ventron, rechts «rote Scheibe» nach Bussang). Bei der Hütte Fahrweg geradeaus abwärts. Markierung: rote Scheibe. Nach 3 Min. bei Wegeteilung links aufwärts. (Rechts abwärts «gelbe Raute» nach Bussang). Man folgt nun ständig der Markierung «rote Scheibe». Nach 5 Min. an der Fontaine Croissant. Bald bei Teilung links. (Rechts Pfad abwärts über La Hutte nach Bussang). Nach 30 Min. im Bergsattel Feigne de Minons Pfad kreuzen und nun dem «gelben Dreieck» aufwärts folgen. (Rechts abwärts führt die «rote Scheibe» nach Bussang, links Pfad zum Col de Ventron). Der Pfad führt durch den Wald aufwärts in 35 Min. zum Restaurant auf dem Drumont. Zum 1200 Meter hohen Gipfel in 5 Min. Dortselbst befindet sich eine Orientierungstafel. Die Aussicht ist herrlich.

b) Drumont — Felleringen. 1 $\frac{3}{4}$ Std.
Markierung: gelber Strich.

Vom Restaurant rechts aufwärts über den kahlen Bergrücken. Berg zur Linken. Auf der Höhe bei Pfadteilung links. (Rechts zum Col de Bussang). Nach 20 Min. bei Pfadteilung links. (Rechts zur Ferme Brennwald oder Gustiberg, Wirtschaft). Nach weiteren 20 Min. bei Pfadteilung links abwärts. (Rechts zur Ferme Brennwald). Nach 3 Min. bei Pfadteilung links. Nach 20 Min. bei Pfadteilung wieder links. Nach 15 Min. kreuzt man den Bahndamm der neuen Linie nach St. Maurice. Nun der Strasse links folgen. Nach 10 Min. bei Teilung rechts und nach einigen Schritten links Pfad über Matten in 10 Min. zum Bahnhof Felleringen.

Alfred Gaessler.

O sonnige, wonnige Ferienzeit!

Der Winter ist vorbei und mit ihm die kalten, unfreundlichen Nebeltage, mit ihm auch die weisse Schneedecke, die Feld und Flur so mollig und schützend einhüllte, und schon sind wir mitten drin im Frühling, in der schönen Zeit des Blühens und des Werdens. Bald wird auch diese Zeit vorüber sein, die Sonne, die heute noch eine milde Wärme spendet, wird dann die ganze Glut ihrer Feuerstrahlen auf die Erde hernieder senden und zum Wachsen und Reifen bringen, was der Frühling so geheimnisvoll hergelockt hat. Dann sind wir im Sommer.

Sommerzeit — schöne, goldene Ferienzeit; welch verlockende Bilder ziehen an unserem geistigen Auge vorüber beim Gedanken, für Tage oder Wochen auszuspannen von der aufreibenden Berufsarbeit und frei von des Alltags Sorgen an einem schönen Flecken Erde auszuruhen und neue Kraft und neue Gesundheit zu holen. Glücklicherweise, wer sich diese Wohltat leisten kann, glücklich wer dann wiederkehrt neu gestärkt an Leib und Seele. Werden aber auch alle dieses Ziel erreichen?

Nicht die Berufsarbeit allein ist es, welche Körper und Geist erholungsbedürftig macht; mehr noch wird durch falsche Lebensweise die Widerstandskraft unseres Körpers geschwächt und für zahlreiche Leiden der Grund gelegt. Teils aus Unwissenheit, teils unter dem Zwang der Verhältnisse übertreten wir fast täglich die Naturgesetze. Schlechte Luft, zu wenig Licht und Sonne in unseren Wohn- und Arbeitsräumen, unzweckmässige Ernährung, mangelhafte Hautpflege, körperliche und geistige Ueberbürdung, die Aufregungen des Berufslebens, ungenügend Ruhe und Ausspannung, vorwiegend sitzende Lebensweise,

Mangel an allseitiger Bewegung, Missbrauch von Reizmitteln (alkoholische Getränke, Tabak, Thee, Kaffee, Gewürze, Salz usw.), gewisse Ausschweifungen u. a. m. sind schädliche Einflüsse, die sich ganz allmählich zum Verderben des Organismus summieren, indem sie ihn durch Schwächung seiner Widerstandskraft und vorzeitige Abnützung zu Gesundheitsstörungen geneigt machen. Ist es soweit gekommen, so genügt oft eine Kleinigkeit: eine Erkältung, eine ungewohnte Anstrengung, eine seelische Erregung, die Einwirkung von Bazillen und dergl., um den Menschen vom Zustande scheinbarer Gesundheit in denjenigen der Krankheit überzuführen.

Der Weg zur Gesundheit ist demjenigen der Krankheit entgegengesetzt. Durch möglichste Verhütung dessen, was den Organismus schwächt, und durch Steigerung der Widerstandskraft erhalten wir uns gesund und stellen die zerüttete Gesundheit wieder her. Bei Störungen leichteren Grades genügt manchmal eine Aenderung der Lebensweise, zweckdienliche Heilmassnahmen zuhause, eine Luftveränderung, usw.; vielfach erweist sich dies aber als unzulänglich, um diejenige Umstimmung des Organismus herbei-



Kurhaus mit Degersheim im Frühling



Das Kurhaus

zuführen, welche die Gesundheit einleitet. Am sichersten wird diese in einer Kuranstalt erzielt, wo die klimatischen, physikalischen und diätischen Heilfaktoren in zweckmässiger Weise auf den kranken Menschen einwirken, und wo Letzterer allen beruflichen und häuslichen Pflichten, Sorgen und Mühen entrückt, einzig und allein seiner Gesundheit leben kann.

Alle diese Voraussetzungen erfüllt die

Kuranstalt „Sennrütli“

in vorbildlicher Weise. Sie liegt etwa 10 Minuten oberhalb des schmucken Ortes Degersheim in der Ostschweiz, an sonniger Halde, rings umgeben von prächtigen Hügel- und Waldpartien. Von Basel über Zürich, dann eine Strecke am See entlang, dessen Wasser silbern in der Sonne blinken, schlängelt sich die Bahn immer höher in die malerisch schöne Gebirgslandschaft hinein, um in ca. 900 Meter Höhe Degersheim, die höchstgelegene Station der Bodensee-Toggenburgbahn zu erreichen.

Degersheim ist ein kleines, aber blitzsauberes Städtchen mit etwas

über 3000 Einwohner, katholischer und protestantischer Kirche, Primar- und Realschulen, sowie einer Filiale der St. Galler Kantonalbank.

Infolge der geschützten Höhenlage und der überaus günstigen klimatischen Verhältnisse ist Degersheim ein angenehmer Aufenthaltsort während des ganzen Jahres. Die Luft ist vollkommen rein und trocken; der Winter ist milde und nebelfrei.

Und keine Viertelstunde oberhalb des Ortes liegt die

Kuranstalt „Sennrütli“

von der aus sich mit Leichtigkeit gefahrlose und dankbare Touren in die umgebenden Berge machen lassen. Zahlreiche Wege führen durch Wald und Flur, über Berg und Tal zu schönen Aussichtspunkten, von denen sich ein wunderbarer Rundblick auf den Bodensee, den Säntis, die Churfürsten, den Glärnisch und andere schneebedeckte Hochalpen dem Auge darbietet.

Doch diese landschaftlichen Vorzüge sind es nicht allein, welche „Sennrütli“ zu einem idealen Ferienaufenthalt und zu einem



Weg zu den Bädern

„Gesundbrunnen“

ersten Ranges für Kranke und Erholungsbedürftige machen. Es sind vor allem auch

die Einrichtungen der Kuranstalt

von einer Vollständigkeit und Zweckmässigkeit, wie sie der Ruf eines erstklassigen Etablissements verlangt. „Sennrüti“ ist mit einem Wort „auf das Beste eingerichtet“. Sie ist bezüglich Anlage und Einrichtungen der bekannten Riklischen Sonnenheilanstalt nachgeahmt und umfasst:

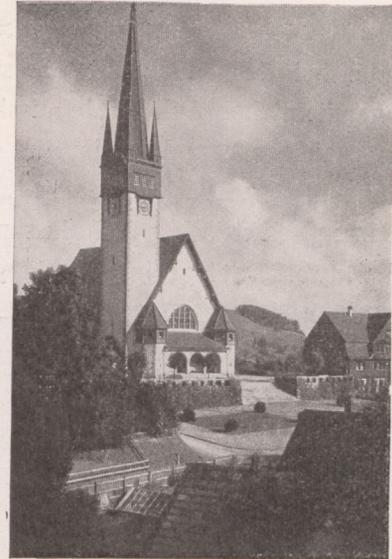
1. Die Badanstalt
2. Die grossen Luftparks
3. Das Kurhaus.

Die Badanstalt

am sonnigen Abhang einer Mulde gelegen, setzt sich zusammen aus einer Abteilung für Damen und einer solchen für Herren. Im Erdgeschoss befinden sich die beiden grossen, gut ventilerten Badehallen mit Einrichtungen für Warm- und Kaltwasserbehandlung, Bettdampfbäder, elektr. Lichtbäder, Packungen, Diathermie, Galvanisa-



Katholische Kirche



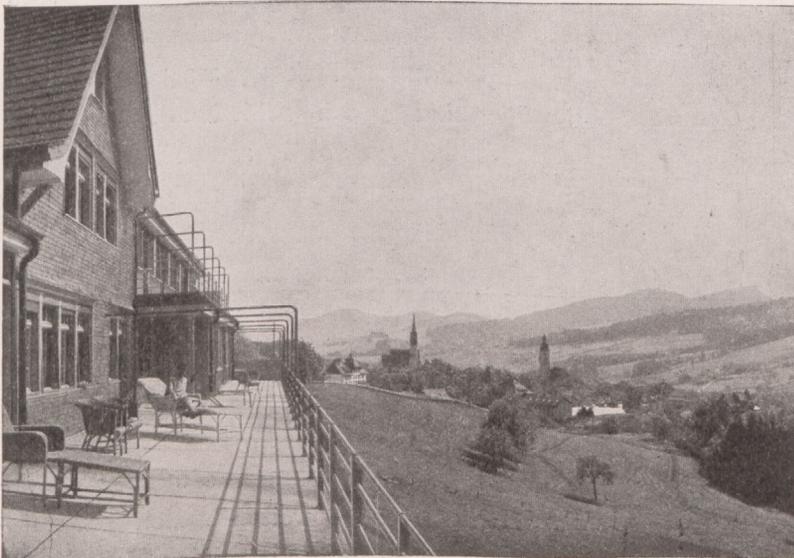
Protestantische Kirche

tion, Faradisation, Quarzlichtbestrahlung (künstliche Höhensonne). Von den Badehallen gelangt man direkt in die Sommer-Sonnenbadeanlagen, Freiluftpackungsräume und die mit Bäumen bepflanzten kleinen Luftbadparks.

In Letzteren sind die zirca 1000 qm grossen Kneipwiesen, 40 nach Süden gelegene, mit Fenstern und Zentralheizung versehenen Lufthütten. Ueber den Badehallen, die mit den Warte- und Konsultationszimmern des Arztes verbunden sind, befinden sich die heizbaren Wintersonnenbadeanlagen, Massage-, Kranken- und Lesezimmer. Die ganze Anlage ist mit Zentralheizung versehen.

Die beiden grossen Luftparks

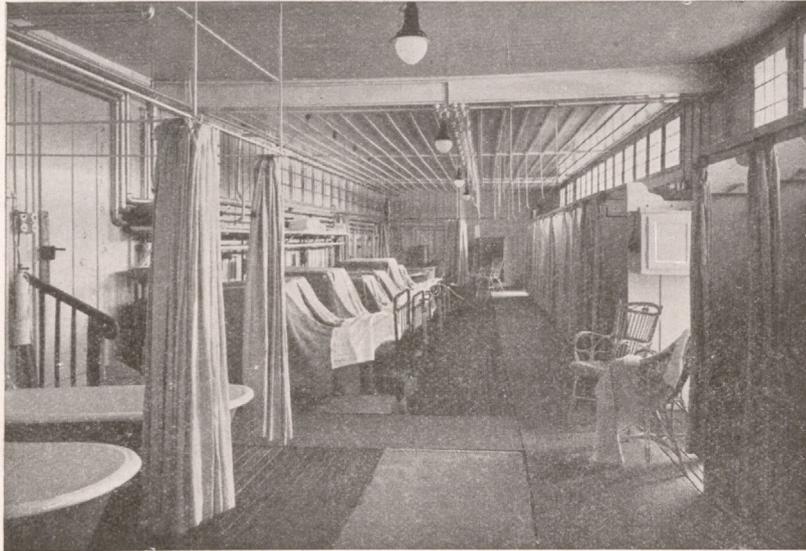
die grössten und schönsten weit und breit, sind 5 bis 10 Minuten von der Badanstalt und ebenso weit voneinander entfernt. Derjenige für die Damen umfasst 43 000, derjenige für die Herren 120 000 qm, Spielplätze mit Reck, Barren, Schaukel, etc., Waldidyllen und Ruhebänke mit wunderbaren Ausblicken ins Tiefland und Gebirge.



Kurhauserasse mit Blick aufs Dorf

Das Kurhaus

nahe bei der Badanstalt, am südlichen Abhang einer lieblichen Anhöhe, in aussichtsreicher Lage, ganz abseits vom Verkehr und in unmittelbarer Nähe der grossen bewaldeten Luftparks; Zentralheizung, elektrisches Licht in sämtlichen Räumen. Warmwasseranlage in den Gängen und Zimmer



Baderaum für Damen

mit fliessendem Kalt- und Warmwasser, Telephon, drei grossen Speisesälen mit genügend Platz auch für die in Lufthütten und in Privatziimmern logierenden Kurgäste. Im Souterrain eine schalldicht eingebaute Kegelbahn.

Allein das Gesagte müsste schon ausreichen, um manch einen zu veranlassen, *Degersheim-Sennrüti* zum nächsten Ferientaufenthalt auszuwählen.

Jedoch der

Zweck der Kuranstalt

geht höher. Sie will nicht nur ein angenehmer Ferientaufenthalt sein, sie will vor allem den Ueberarbeiteten und Müden ihre volle Widerstandskraft und den Kranken die verlorene Gesundheit wiedergeben. Dann aber auch den Weg zeigen, wie durch einfache, natürliche Lebens-

weise die Gesundheit erhalten werden kann. „*Sennrüti*“ ist kein „Etablissement à la mode“ und will trotz stets zunehmendem Besuch nicht in einen Luxuskurort ausarten. Die Leitung ist bestrebt ein freies, heiteres und einfaches Zusammenleben der Kuranden untereinander herbeizuführen; sie duldet aber nicht, dass der seriöse Charakter und gute Ruf der Kuranstalt durch „übertriebene Natürlichkeit“ in Kleidung und Benehmen leide. „*Sennrüti*“ soll auch eine Stätte des Friedens sein; Gespräche über Politik und Religion sind deshalb zu meiden.

Wie gedenkt nun „*Sennrüti*“ diesen Zweck möglichst restlos zu erfüllen?

Durch seine bewährten, unter der Leitung eines tüchtig. Anstaltsarztes, Dr. med. F. v. Segesser, angewandten



[Baderaum für Herren

Kurmittel und Heilmethoden.

Zur Anwendung kommen sämtliche natürlichen Heilfaktoren, soweit sie sich als nutzbringend erwiesen haben: milde Warm- und Kaltwasser-Anwendungen, Sol-, Sprudel- und

Kohlensäurebäder, Bettdampfbäder, elektrische Glühlichtbäder, Handmassage, elektrische Vibrationsmassage (spezielle Organmassagen werden vom Arzt selbst ausgeführt), Elektrotherapie, Diathermie, Quarzlichtbestrahlungen (künstliche Höhensonne), Psychotherapie, Gymnastique, (während des Sommers in den Luftparken und während des Winters in den Hallen), Diät, besonders aber die Luft- und Sonnenbäder des Riklischen Heilverfahrens, das in dieser Höhenlage besonders wirksam ist.

Die Kurdiät ist im allgemeinen lakto-vegetabil; zweimal in der Woche wird Fleisch serviert. In besonderen Fällen oder auf Anordnung des Arztes auch mehr.

Neben dem Allgemeintisch werden Rohkosttische und spezielle Diättische für Magen- und Zuckerkrankte und Fettsüchtige geführt.

welches bekanntlich die Blutbildung anregt, das Nervensystem kräftigt, Appetit und Verdauung bessert, den Stoffwechsel hebt und so eine energische Steigerung sämtlicher Lebensfunktionen und gleichsam eine Verjüngung des Organismus hervorruft. Da die Kuranstalt infolge ihrer Höhenlage von 900 Meter sich an der oberen Grenze



Speisesaal



Halle

Auf schmackhafte Zubereitung, leichte Verdaulichkeit und reiche Abwechslung wird unter Wahrung der gesundheitlichen Grundsätze Bedacht genommen.

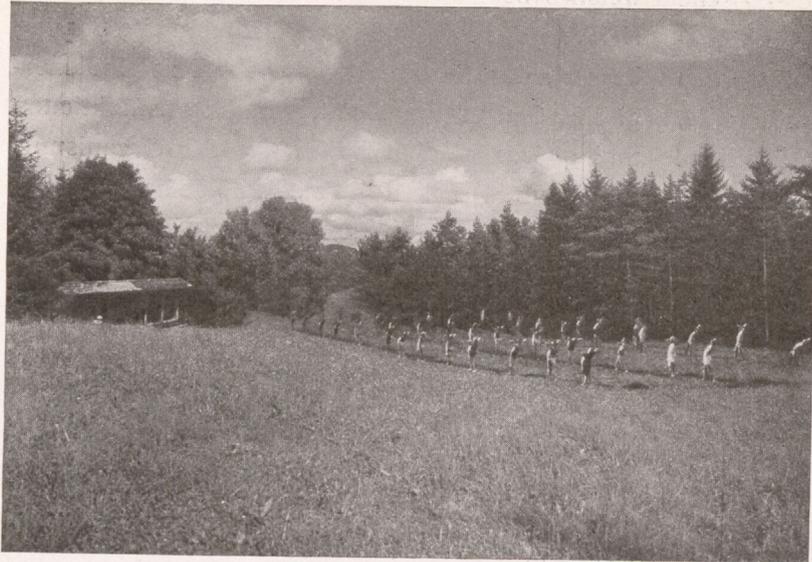
Die Heilwirkungen dieser Kurmittel werden mächtig unterstützt durch das subalpine Klima,

des Hochgebirgsklimas befindet, ist der Kurgast daselbst schon unter alpinem Einfluss, dennoch aber frei von den vielfach nachteiligen Einwirkungen des eigentlichen Hochgebirges auf Herz und Nervensystem.

Dank dieser Vorzüge empfiehlt sich ein Kuraufenthalt in „Sennrüt“:

a) als **Erholungskur** für alle diejenigen Personen, die durch das hastige Leben unserer Zeit überarbeitet sind und dadurch das körperliche und das seelische Gleichgewicht verloren haben;

b) als **Vorbeugungskur** für Personen, die durch erbliche Veranlagung, schädliche Lebensweise, nervenüberreizenden Beruf, Schicksalsschläge geschwächt oder erschöpft, zu allerhand Gesundheitsstörungen neigen, und Spätfolgen



Gymnastique im Herrenluftbad

(z. B. Tuberkulose bei Brustfellentzündung u. a. m.) zu befürchten haben.

c) als **Verjüngungskur** bei Altersbeschwerden;

d) als **Regenerationskur** und **Heilverfahren** für alle chronischen innern und nervösen Leiden. Infolge des harmonischen Zusammenwirkens der klimatischen Vorzüge mit den erprobten physikalisch-diätetischen Heilfaktoren gibt es überhaupt nur wenig Kranke, die sich hier nicht mit den besten Aussichten auf Erfolg einer Kur unterziehen.

e) hauptsächlich aber für die zahlreichen Kranken, die trotz Anwendung bewährter Heilverfahren im Tiefland kein befriedigendes Resultat erzielten, als auch für solche, deren Zustand wegen fortgeschrittener Arterienverkalkung, Lungenerweiterung, gewissen Herz- und Nierenleiden, Neigung zu Brustfellentzündung usw. durch das eigentliche Hochgebirgsklima mit seinen intensiven Reizwirkungen erfahrungsgemäss nachteilig beeinflusst werden.

Nicht aufgenommen werden Personen mit offener Lungentuberkulose, Geisteskrankheit, entstellenden und ansteckenden Krankheiten und Epilepsie.

Ausgeschlossen sind auch kleinere Kinder, welche die Ruhe der Kurgäste stören könnten.

Die ärztliche Leitung

liegt wie schon erwähnt, in den Händen eines erprobten Kurarztes, des Herrn Dr. F. von Segesser, der auf eine 27jährige Erfahrung zurückblickt und dem sich jeder Kurgast ruhigen Her-

zens anvertrauen darf. Die Kuranstalt ist so gut eingerichtet, dass der Erfolg weder von der Jahreszeit noch von der Witterung abhängig ist.

„Sennrüti“

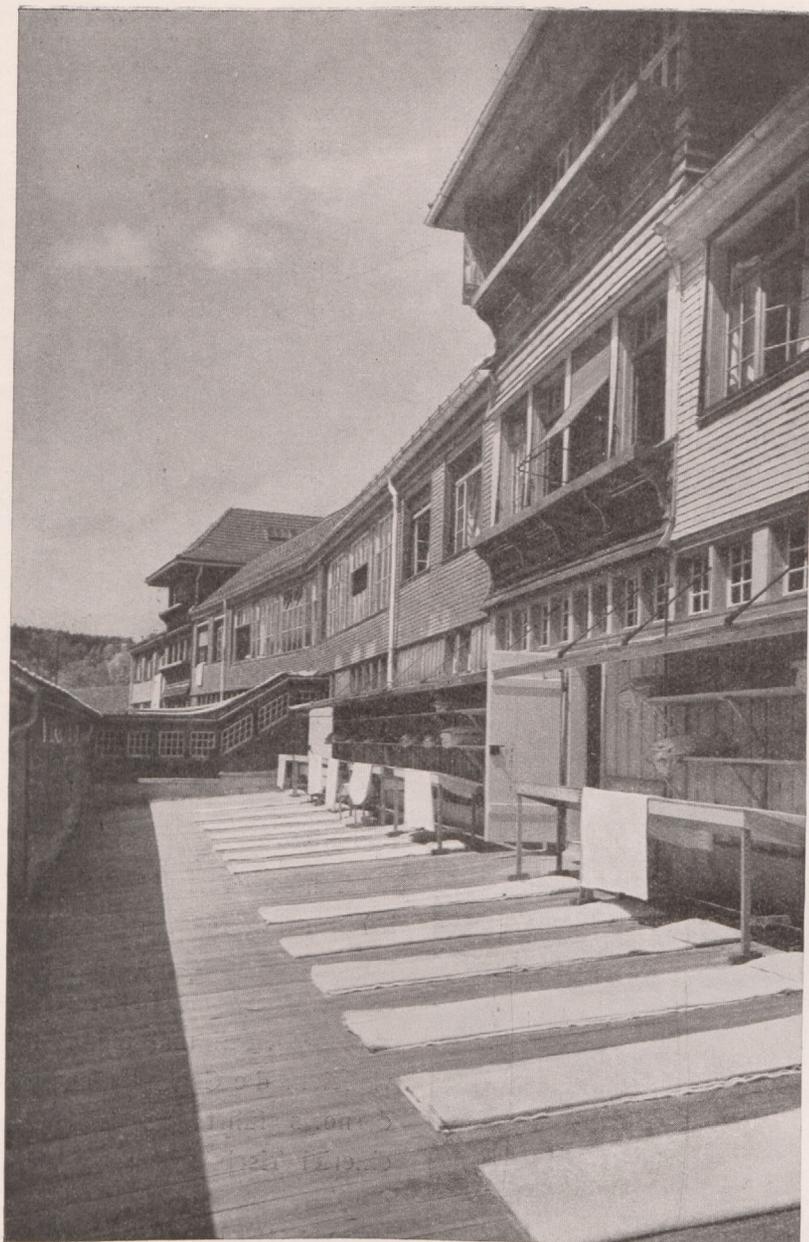
ist somit jederzeit ein

Gesundbrunnen

für alle Kranken und Erholungsbedürftigen, und damit auch den weniger Bemittelten die Segnungen einer Kur ermöglicht seien, hat sich der Eigentümer und Leiter der Anstalt, H. Danzeisen-Grauer, in menschenfreundlicher Absicht bereit



Sommerstimmung am Bütternweiher



Herrensonnenbad

erklärt, den kurbedürftigen Elsässern auf die zur Zeit bestehenden Kurpreise (sämtliche Badeanwendungen nebst Massage) einen Rabatt von 20% zu gewähren. Und deswegen soll dies Jahr die Parole lauten:

Frisch auf zur Erholungskur

nach

„Sennrüti“!

Ein besonderes Wort

an unsere Lehrer und Lehrerinnen.

Bei vielen Lehrern und Lehrerinnen machen sich, namentlich gegen Ende des Schuljahres, infolge geistiger Ueberbürdung Erscheinungen von Nervenerschöpfung bemerkbar, mitunter kommt es zu einem völligen Versagen, zu einem nervösen Zusammenbruch. Neben diesen rein nervösen Störungen sind bei dem Lehrpersonal auch körperliche Leiden nicht selten: vieles Sprechen und Staub in den Schulräumen führen zu Heiserkeit, beim Hinaustreten aus der überheizten Klasse in die kalte, feuchte Luft ziehen sich im Winter manche eine Erkältung zu.

Wie kann sich der Lehrer und die Lehrerin gegen alle diese Gesundheitsstörungen schützen? Coué würde ihnen gewiss zur Autosuggestion raten: „Es geht mir mit jedem Tag usw.“ oder „Ich rege mich nicht auf, ich bleibe ganz ruhig, ich habe keine Nerven, erkälte mich nicht“. Ohne Zweifel ist dies öfters von Erfolg und die Anwendung dieser Autosuggestion nur zu empfehlen. Ueber manches Leiden, besonders über unheilbare Seelenschmerzen,

kommt man am besten hinweg, wenn man sie ignorieren kann. Wichtiger jedoch ist es, den Körper so kräftig und widerstandsfähig zu machen und zu erhalten, dass er den Anforderungen der Schule ohne Schaden gerecht wird. Das beste Mittel, dies zu erreichen, ist eine hygienische Lebensweise. Möglichst ausgiebiger Frischluftgenuss durch häufiges Lüften der Schulräume, Tiefatmen im Freien während der Rekreation, sowie auf dem Wege zur Schule und nachhause, Schlafen bei offenen Fenstern, Ausflüge aufs Land an Sonn- und Feiertagen usw. kräftigen das durch

den Schuldienst mitgenommene Nervensystem. Eine zweckmässige, vitamin- und schlackenreiche Kost (vorwiegend Rohkost) ohne Reizmittel (Tee, Kaffee, Alkohol) ist ihm auch zuträglich. Durch Bäder, kalte Abreibungen morgens nach dem Verlassen des Bettes und durch ein kurzes Luftbad vor dem Schlafengehen härtet man es ab.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die gesundheitliche Auswertung der Ferien. Reisen bringt viel Zerstreung und Abwechslung, taugt aber für Erschöpfte und Nervenüberreizte nicht, namentlich wenn das Ziel ferne, die Mittel

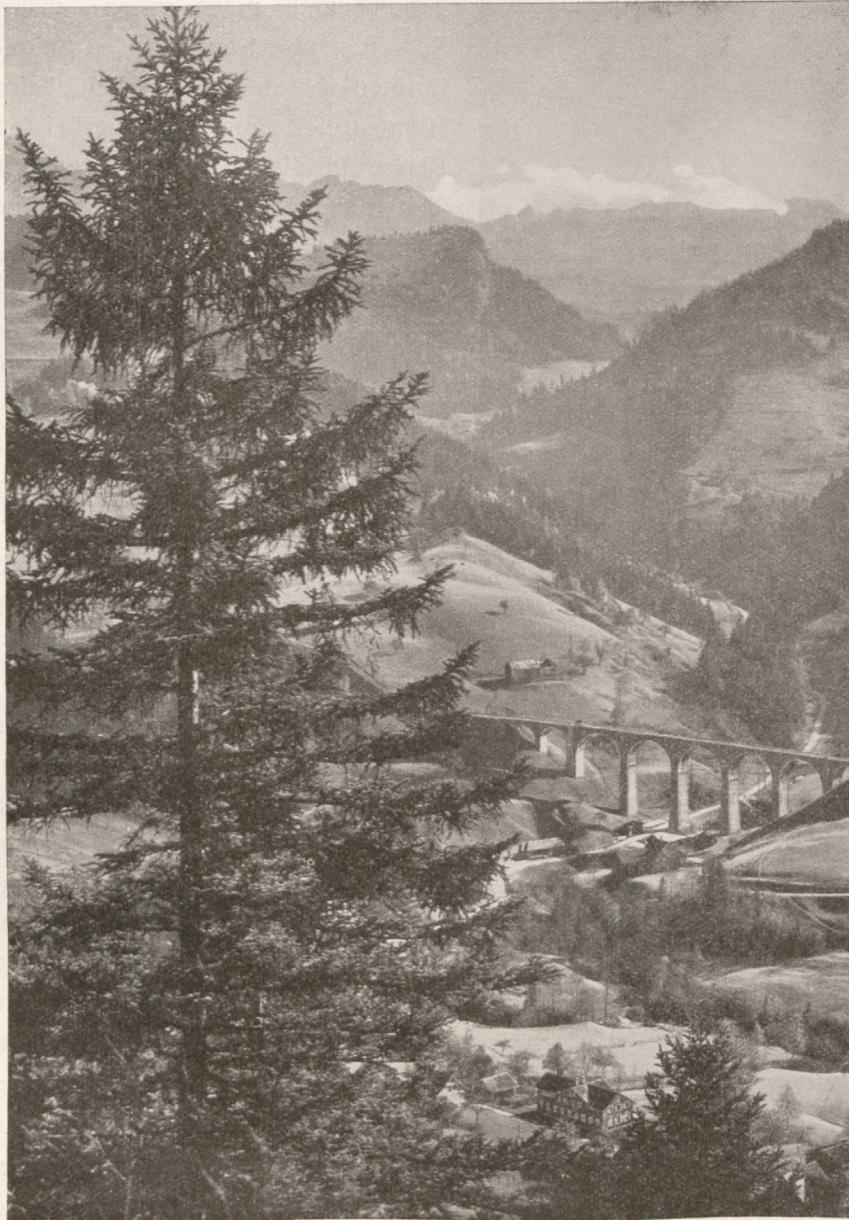
knapp und die Zeit zu kurz bemessen ist. Aufenthalt am Meer ist „nicht ohne“ und auch der Gesundheit zuträglich, eignet sich aber für schwachnervige Naturen auch nicht. Geräuschvolle Kurorte mit allerhand Vergnügen, wo bis in alle Nacht hinein musiziert und getanzt wird, mögen für Gesunde gut sein, Nervenkräftigung finden Erholungsbedürftige dort kaum.

Wohl die beste Nervenstärkung bietet ein Ferientaufenthalt auf dem Lande oder im Gebirge an einem ruhigen Orte mit Wald in der Nähe und Gelegenheit zu Licht-, Luft- und Wasserbädern, zum Liegen im Freien, Ausflügen und kleineren Bergtouren. Die Kost sollte daselbst nicht zu stark gewürzt und nicht zu eiweisreich (wenig Fleisch und Eier) sein, hingegen viel grüne Gemüse, Salat und Obst, am besten in rohem Zustande, enthalten.

Gewiss, es wird nicht immer leicht sein, alle diese Bedingungen und Voraussetzungen an ein und demselben Orte vereinigt zu finden. Einmal eignet sich vielleicht die Gegend nicht, andernorts führt das Hotel nur einerlei Tisch, oder es fehlen die Kureinrichtungen. Was nun? Wer sich da nicht selber zu helfen weiss, dem bietet sich ein praktischer Ausweg in der Wahl eines Kurortes, der auf alle oben genannten Voraussetzungen eingestellt ist,

„Sennrütli“- der Gesundbrunnen

für alle Müden und Erholungsbedürftigen.



Blick vom Kreuz auf das Waldbachviadukt der Bodensee-Toggenburgbahn



Neuigkeiten vom Büchermarkt

Bücher des «Ars-sacra»-Verlags in München:

PETER LIPPERT S. J., *Abenteuer des Lebens*. 192 Seiten Text und ein Titelbild in Kupfertiefdruck. In Halbleder gebunden RM 5,20.

Es geht in diesem Buche nicht um «Abenteuer», wie sie der Junge träumt, es handelt sich vielmehr um die allgemeinen Lebensschicksale, Aufgaben und Prüfungen, denen keiner entgeht; um jene ungewollten und unberechenbaren Dinge, zu denen jeder auf seine Weise Stellung nehmen muss und Stellung nimmt, zu seinem Glück oder Unglück. Wir machen die Entdeckungsfahrt durch die Lebensalter und das Labyrinth der Menschenberufe mit und erkennen als ihre innerste Schönheit und Sinnerfülltheit die rufende Stimme Gottes.

HERBERT AMSTAD O. M. Cap., *Um die Seele des Kindes*. 144 Seiten Text, 10 Tiefdruckbilder. In Leinen geb. RM 3.—.

P. Rupert Noser, Stadtprediger von Luzern, schreibt von diesem Buche:

Alle, welche diese feinen Seiten lesen, werden mit mir sagen: In kurzen Worten so viel sichere Wegführung, so viel überlegenes Beobachten, so viel herzliches Verstehen für die Nöte und Schwierigkeiten der Eltern und Erzieher! In edelster moderner und bildhafter Sprache gibt uns der Verfasser uralte erprobte Erziehungsweisheit in neuer Form und Anwendung. Fein versteht er es, Gefahren zu sichten, Winke zu geben, Schäden aufzudecken und Ratschläge auf kurze Formeln zu bringen. Es liegt in dieser Arbeit beides: Idealer Sinn und praktische Einstellung!

OTTO KARRER, *Im ewigen Licht*. Betrachtungen über die letzten Wirklichkeiten, 96 S. Text und 8 Tiefdruckbilder. In Leinen geb. RM 2,15.

Otto Karrer hat uns mit diesem Buche über die letzten Wirklichkeiten eine ganz reife Arbeit geschenkt. Er spricht über den Tod, über das Gericht, über Himmel und Fegfeuer, über die «Unseligkeit», nicht um mit primitiven Vorstellungen Schrecken zu erregen, wie es in so manchen Schriften über dieses Thema der Fall ist, sondern ermutigend, mit tiefem Ernst und unbedingter Ehrlichkeit und mit gläubigem Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit. Er weckt Verantwortungsbewusstsein und zugleich Vertrauen. Darin liegt das Trostvolle und Stärkende, das von diesem Buche ausgeht.

Auf den Spuren Gottes, 96 S. Text und 9 Bilder in Kupfertiefdruck. In Leinen geb. RM 2,15.

Es ist so recht ein Werklein für uns moderne Menschen, die wir das «Unsfreuen» verlernt haben, weil wir die Freude in eiteln Vergnügen und nicht mehr «auf den Spuren Gottes» suchen. In warmen Worten führt uns das liebe Büchlein auf diese Spuren Gottes. Es entschliesst uns den unermesslichen Reichtum und die tiefe Schönheit, die der ewige Vater aus Liebe zu uns in alle Dinge der Schöpfung gelegt hat. Wie Schleier löst es sich von unseren Augen und voll Staunen, Liebe und Dankbarkeit trinkt unser Herz vom goldenen Freudenquell, der vor uns aufspringt. Doch die Verfasserin lehrt uns auch, die Dinge in heiliger Ehrfurcht geniessen, damit unsere Seele nicht erdgebunden werde, sondern in seliger Freiheit der Kinder Gottes sich mittels der Geschöpfe zum Schöpfer emporschwingt.

INGEBORG MAGNUSSEN, *Bruder Konrad der Apostel des Beispiels*. 64 Seiten Text und 8 Kupfertiefdruckbilder. — RM. O. 60.

In gedrängter Form und in wahrhaft künstlerischer Weise ist hier das Leben des neuen Heiligen dargestellt. In ihm erglänzen Reinheit und Demut, Liebe zu Gott und dem Nächsten, Pflichttreue. Bruder Konrad hat in unserer Zeit eine grosse Mission zu erfüllen, wie Papst Pius XI. wiederholt betont hat. Möge dieses Büchlein die Kunde von dem neuen deutschen Heiligen in recht viele Familien tragen und überall neue Begeisterung für ein christliches Tugendleben und grosses Vertrauen auf die mächtige Fürbitte des heiligen Bruders wecken in den Nöten der Gegenwart.

E. HEUFELDER O. S. B., *Die Mutter der göttlichen Gnade*. Betrachtungen zum Rosenkranz. 48 S. Text und 8 Tiefdruckbilder. RM 0,40.

Aus dem Herzen quellende Betrachtungen über die 15 Geheimnisse des Rosenkranzes führen uns in die innigste Be-

ziehung zur lieben Gottesmutter als «der Mutter der Gnade». Je länger wir darin betrachten, umso mehr erschliesst sich uns das beglückende Geheimnis der «Gnade». Immer vertrauender und dankerfüllter blicken unsere Augen zur «Gnadenvollen» auf, wenn sie in «Freud» und «Leid» und «Herrlichkeit» ihre Gnadenfülle uns offenbart. Immer brennender wird unsere Sehnsucht, die Gnadenmutter möge uns «Gnadenvermittlerin» sein, und uns zu «Gnadenkindern» gestalten. Von diesem Geiste durchweht, wird jedes «Ave» des Rosenkranzes zu einem weissen, roten oder gelben Röslein, das der Gnadenmutter duftend kündigt: «Maria, Mutter der Gnade, ich weihe mich dir!»

Das Prosawerk Leo Weismantels aus dem Sebaldu-Verlag, Nürnberg.

Sigrid Undset über Weismantels Trilogie «Aus dem Leben und Sterben eines Volkes». (Das alte Dorf — Das Sterben in den Gassen) — Die Geschichte des Hauses Herkommen).

Die nordische Dichterin und Nobelpreisträgerin schreibt in einem achtspaltigen Referat:

«Weismantels dreibändiger Roman aus dem Dorfe Sparbrott ist überaus bedeutungsvoll. Besonders der erste Band, «Das alte Dorf», ist überaus schön und reich an Dichtungen über das Leben der Menschen. Zudem ist es die reine Goldgrube für die Volkstumsforschung, denn Weismantel hat hier in einer Reihe von Bildern einen bunten Kranz von Volkstum und Legenden geschaffen. Da ist die Mödel, die Dorfhexe, der alte Rääf, Schäffer und Wunderdoktor, sein Sohn der ein Zigeunermädchen heiratet. Der Hafemichel mit dem lebhaften, unruhigen Geist bringt 1848 die Idee der Revolution, die er selbst kaum versteht, in das einsame Walddorf. Mit der Geschichte des Ortspfarrers Tertullian Wolf, eines seltsamen Bauernheiligen, einfältig und weise, munter und tragisch, schliesst der erste Band.

Das «Sterben in den Gassen» berichtet vom Einbruch der neuen Zeit. Ein Fremder, Dr. Mehrholz, lässt sich dort nieder, nimmt den Kampf auf mit Unwissenheit und Aberglauben. Auch der hochgemute junge Lehrer und seine Frau kämpfen gegen alte Barbarei und Trotz, gegen unökonomische Arbeitsmethoden. Sie alle sehen den Aberglauben nicht als Gewächs aus dem Glauben, und so werden auch altes Brauchtum, alte Kultur vernichtet.

In der «Geschichte des Hauses Herkommen» entwickelt sich das Geschäftstalant eines Geschlechts, dem naturgemäss die mannigfachsten Schicksalsschläge nicht erspart bleiben.

Die ganze Trilogie ist eine gross angelegte und überaus bedeutsame Arbeit, die dazu beiträgt, das, was in Deutschland gegenwärtig geschieht, begreiflich zu machen. Grosse Kraft und Schönheit ruhen in der Schilderung der alten deutschen «Volkheit». Leo Weismantel ist augenblicklich eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Literatur des katholischen Deutschland, sein Romanzyklus bei weitem das reichhaltigste und wertvollste von seinen Werken, und so will ich absolut dazu raten, dass alle, die mit seinen Büchern bekannt werden wollen, mit diesen beginnen.

Der Grosse Herder. 12 Bände und ein Welt- und Wirtschafts-atlas. In Halbleder geb. je Band RM 34,50; in Halbfanz je Band RM 38.—. 8 Bände und Atlas sind bereits erschienen. 1935 wird das Werk vollständig. Atlas einzeln käuflich in Halbleder gebunden RM 42,50.

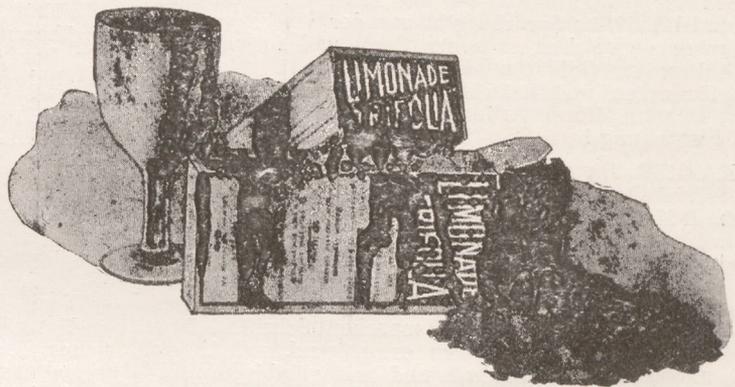
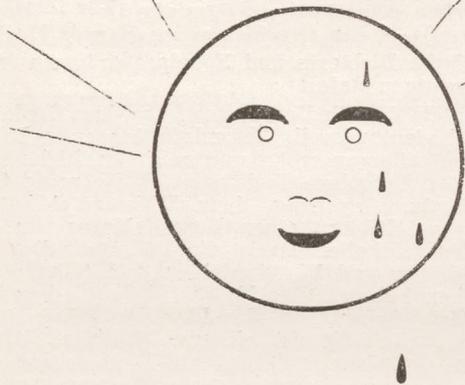
Ausführliche Prospekte liefert auf Wunsch:
Verlag Herder & Co., Freiburg im Breisgau.

«... jeder, der mit Enzyklopädiën vertraut ist, jeder, der den «Herder» mit anderen deutschen Lexiken oder schon gar mit fremden Nachschlagewerken zu vergleichen Gelegenheit hatte, wird das Geleistete vorzüglich, ja unübertrefflich finden. Nicht auf Grund oberflächlichen Durchblätterns..., sondern nach reichlicher Prüfung darf ich den «Grossen Herder» als einen wahren Schatz des zuverlässigen Wissens und als eine nie versiegende Quelle der ästhetischen Freude, der edlen Belehrung und als einen der grössten Ruhmestitel des katholischen Deutschlands bezeichnen.»

Professor Dr. Otto Forst de Battaglia).

TRIFOLIA

Limonade 1 Liter



Limonade Trifolia

ist kein künstliches, chemisches
Getränk
sondern ein natürliches
Pflanzenerzeugnis.

Durststillend,
vorzüglicher Geschmack,
sehr bekömmlich !



La Limonade Trifolia

est un produit naturel
d'un goût exquis
très favorable à la santé
désaltère à merveille !

40 C^{ts}

Ein Paket für 25 Liter 2 F 75

Verlangen Sie bei Ihrem Epicier in Ihrem
eigenen Interesse ausdrücklich

LIMONADE



(mit den 3 Blättern)

Wenn bei Ihrem Lieferanten nicht vorrätig,
direkt zu beziehen von

Aimé Hossenlopp - (Buhl Ht-Rh.)

franco gegen Einsendung von Fr. 3.— in Briefmarken



Hôtels recommandés

Ferme du Markstein

1100 mètres d'altitude

Inhaber : Alfred *DIERSTEIN*

Stations Lautenbach — St. Amarin — Wessering — Krüth. A proximité du Grand Ballon et lac du Lauchen. — Hauptverkehrspunkt der Routes des Crêtes. — Repas à toute heure froid et chaud. — Pension et chambres. — Cure de lait.

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Konfortable Zimmer mit fließendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06
Propriétaire : Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage.
Victor Bordmann.

Restaurant und Luftkurort

Gare Schweighouse St. Gangolf près Guebwiller

Berühmter Wallfahrtsort. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehme ruhige Lage am Tannenwald. Pension. Renommée Küche. Gut gepflegte Weine. La Tiger Bock. Spécialité : Tannennhonig mit Butter. Bürobrot mit selbst geräuchtem Speck und Schiefala.
Prop. Xavier Ruf.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges.
Propriétaire : J. Lindecker.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander.
Bien agrandi par construction nouvelle.
Ch. Stauffer.

Hôtel de l'Étang de Hanau.

Hôtel Hanauer Weier.

Mittelpunkt herrlicher Ausflüge. Bahnstation : Bannstein oder Philippsbourg. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Forellen, Geflügel, Burejambon und Burebrot. Idealer Badeplatz (Hanau Plage), Kahnfahrten, Fremdenzimmer, Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte auf Verlangen.

Prop. : Gustave Kunder (Tel. Philippsbourg Nr. 8).

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelaburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.
O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Prop. : Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations : Lautenbach, Metzeral et Krüth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop. : Beyer.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Diners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité : Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. Prop. : Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU BAIN THERMAL.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.
Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 560 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un
grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses
ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant
et après saison. Propr.: G. Schneider.

Visitez la Vallée alpine du

MONTAFON

tout près du lac de Constance

Posthotel „Taube“ à Schruns

(Voralberg) Autriche

Propriétaire: P. NELS de Thionville

Tout confort.

Prix modérés.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Blecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach